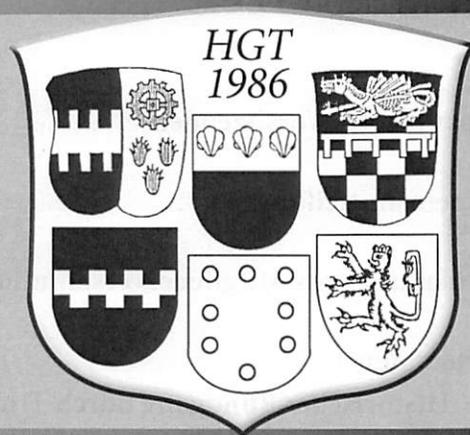


Heimat und Geschichte

Zeitschrift für Mitglieder und Freunde des
Heimat- und Geschichtsvereins Troisdorf e.V.



Bitte beachten Sie die Einladung zur
Mitgliederversammlung 2014
auf Seite 5

Vorwort des Vorsitzenden	3
Vereinsmitteilungen	5
Einladungs zur Mitgliederversammlung 2014	5
Peter Sonnet Historischer Rundgang durch Troisdorf-Sieglar: Mühle und Mühlengraben sind über 800 Jahre alt	6
Peter Haas und Wolfgang Hartung Die Raketenstation am Stand elf	7
Peter Haas und Wolfgang Rehmer Der zweite Sportplatz auf der Troisdorfer Heide	8
Günther Störmer Eine Kriegsjugend in Troisdorf – Erster Teil	10
Auflösung der Räselfotos in „Heimat- und Geschichte“ Nr. 57	25
Peter Haas Troisdorf vor 50 Jahren, 1964, 2. Halbjahr	26
Termine des Heimat- und Geschichtsvereins und seiner Kooperationspartner	29
Thomas Ley Unbekanntes Troisdorf	32

Titelseite

Rätsel

Wo ist dieses Foto entstanden?

Ein Tipp: Aufgenommen wurde das Lichtbild am 14. 9. 2014.

Da war der Fotograf nicht in Italien, nicht in Griechenland oder Südfrankreich; er war überhaupt nicht verreist. Wo genau könnte er gewesen sein?

Noch ein Tipp: Um zum Ort der Ablichtung zu gelangen musste der Fotograf von seiner Wohnstätte aus über eine Brücke, die kein Gewässer überquert, aber zumindest verkehrstechnisch Welten verbindet.

Foto: Thomas Ley

Impressum:

Herausgeber: Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf e. V.
Redaktion: Thomas Ley, Troisdorf-Friedrich-Wilhelms-Hütte
Konzeption: Helmut Joest, Troisdorf
Layout: Axel Heckner, Troisdorf-Sieglar
Druck: Druckerei Engelhardt, Neunkirchen
Verantwortlich: Thomas Ley, Zeissweg 6, 53840 Troisdorf

Internet: www.geschichtsverein-troisdorf.de

Vorwort des Vorsitzenden

Liebe Mitglieder und Freunde des Heimat- und Geschichtsvereins,

wieder einmal steht unsere alljährliche Mitgliederversammlung bevor. Die Einladung dazu finden Sie in diesem Heft. Wie gewohnt möchte ich an dieser Stelle Rückschau auf das vergangene Vereinsjahr halten. Ich habe aber diesmal keine Lust, einen drögen Geschäftsbericht zusammenzustoppeln, vielleicht geht's ja auch anders.

Während ich beginne, diese Zeilen zu schreiben, sitze ich am Allerheiligentag 2014 in der Nachmittags-sonne auf der Rheinbrohler Ley, 198 Meter über Normalnull, mit herrlichem Blick auf den Rhein und die ihn flankierenden Landschaften. „Warum erzählt der Ley das? Was hat das mit Troisdorf und dem Heimat- und Geschichtsverein zu tun?“

Nun, wenige Meter unter mir befindet sich das Ehrenmal des Infanterie-Regiments „von Horn“ (3. Rheinisches) Nr. 29. Es ist ein Denkmal für die 3.450 im 1. Weltkrieg Gefallenen dieser Truppe. Auch mein Großvater, Josef Ley, zog mit diesem Regiment in den Krieg. Hätte er nicht das Glück gehabt, zu überleben, säße ich heute nicht hier, und der Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf hätte einen anderen Vorsitzenden. Voilà, so einfach wäre der Bezug herzustellen. Ganz so einfach möchte ich es mir aber nicht machen.

An dem Ehrenmal bin ich schon des Öfteren auf meinen Wanderungen vorbeigekommen, allerdings ohne zu wissen, dass es den Regimentskameraden meines Opas gewidmet ist. Das habe ich erst erfahren, als ich mich, angesteckt von dem in diesem Jahr allgegenwärtigen Thema „1. Weltkrieg“, näher mit der Soldatenzeit von Josef Ley beschäftigte. Er saß laut Eintrag in seinem Militärpass am Allerheiligentag 1914 in irgendeinem Schützengraben in der Champagne, nachdem er zuvor an den Schlachten an der Marne teilnehmen durfte. Keine Angst, ich werde jetzt nicht die Geschichte meines Opas erzählen, nur soviel: Er wurde am 15. 10. 1913 im Alter von 19 Jahren als Rekrut eingezogen. Da ahnte er noch nicht, dass ein Dreivierteljahr später die Welt in Flammen stehen und seine Soldatenzeit über fünf Jahre dauern sollte. Als Vizefeldwebel wurde er, nachdem er vom 22. 8. 1914 bis zum 11. 11. 1918 lückenlos an der Westfront gekämpft hatte, im Alter von 24 Jahren aus dem Militärdienst entlassen. „An Bekleidungsstücken hat derselbe bei seinem Abgange erhalten: 1 Waffenrock usw., 1 Hose, 1 Unterhose, 1 Hemd, 1 Paar Schuhe, 1 Mantel.“ Eine eigene Mütze besaß er laut Militärpass bereits. Immerhin!

Das als persönliche Einleitung zu dem, was die Arbeit des Vereinsvorstands im vergangenen Vereinsjahr geprägt hat, nämlich die Vorbereitung der Ausstellung zum Beginn des 1. Weltkriegs vor 100 Jahren. Unter der Federführung des Troisdorfer Stadtarchivs fanden dazu viele Treffen statt, an denen neben den Vertretern des Archivs, des Stadtmuseums und des Troisdorfer Heideportals auch Mitglieder des HGT-Vorstands beratend teilnahmen. Bereits im Vorjahr hatte der Heimat- und Geschichtsverein Bürger dazu aufgerufen, Erinnerungsstücke an die Zeit des 1. Weltkriegs zur Verfügung zu stellen. Viel Interessantes kam da zusammen: Fotos, Tagebücher, Briefe und Feldpostkarten, aber auch Dreidimensionales, nicht nur Orden und die unvermeidliche Pickelhaube.

Wenn Sie diese Zeilen lesen, wird sich die Ausstellung im Museumsensemble Burg Wissem bereits ihrem Ende zuneigen, und viele von Ihnen werden sie gesehen haben. Sie werden erfahren haben oder daran erinnert worden sein, wie und warum es zu diesem Krieg kam, wie die Ankündigung desselben in unserer Region aufgenommen wurde, wie auch Letztere in der Folge unter dieser Katastrophe litt, und wie unsere Vorfahren versuchten, ihren Alltag an der „Heimatfront“ zu meistern. Sie erfahren von Troisdorfer Männern, die Jahre auf den schrecklichen Schlachtfeldern verbringen mussten, und die, wenn sie überhaupt heimkamen, nicht mehr die waren, als welche sie in den Krieg gezogen waren.

Vielleicht haben Sie aber auch das eine oder andere in der Ausstellung vermisst. Die Quellenlage und das begrenzte Raumangebot machten es nötig, sich in der Auswahl der Themen und Ausstellungsstücke zu beschränken. So konnte leider nicht auf jede Ortschaft, die zu unserem heutigen Stadtgebiet gehört, speziell eingegangen werden. Vieles konnte nur exemplarisch dargestellt werden.

Wenn aber die Ausstellung bei Ihnen erreicht hat, was die Beschäftigung mit deren Thema bei mir bewirkte, nämlich das Verlangen nach der Antwort auf die Frage „Wie war das denn in meiner Familie und deren Umfeld?“, dann hat diese Ausstellung meines Erachtens das oberste Ziel erreicht. – Und jetzt wissen Sie auch, warum ich mit meinem Opa angefangen habe.

An dieser Stelle möchte ich nicht versäumen, den vielen Macherinnen und den wenigen Machern dieser Ausstellung im Namen des Vereinsvorstands meinen aufrichtigen Dank für deren fleißige und professionelle Arbeit zu entbieten. Dieser Dank gilt auch den vielen Leihgebern von Erinnerungsstücken, von denen nicht wenige Mitglieder unseres Vereins sind.

Das Thema „1. Weltkrieg“ haben wir selbstverständlich auch im diesjährigen Troisdorfer Jahresheft berücksichtigt. Etliche Beiträge beleuchten aus verschiedenen Perspektiven das, was sich in dieser Zeit in Troisdorf und der Region wegen und trotz des Krieges ereignete. Dabei war sich der Redaktionsstab aber darin einig, sich nicht durch die Vorgabe dieses Jahresthemas versklaven zu lassen, sondern auch anderes, was ihm an wichtigen und durchaus auch an vergnüglichen Beiträgen angetragen wurde, nicht zu vernachlässigen. Die Qualität und der Erfolg der Troisdorfer Jahreshefte sind in der Vielfalt der behandelten Themen begründet, und das soll auch so bleiben. In wenigen Wochen können Sie sich davon wieder selbst überzeugen; das Heft steht kurz vor seiner Drucklegung. Vereinsmitglieder, die an der Mitgliederversammlung am 4. Dezember teilnehmen, bekommen es dort als Jahresgabe überreicht. Mitglieder, die an der Teilnahme gehindert sind, bekommen es wie immer im Anschluss per Post zugeschickt.

Außer der Beschäftigung mit dem Hauptthema des Jahres hat der Vereinsvorstand mit Unterstützung etlicher Mitglieder selbstverständlich auch andere Arbeit übers Jahr geleistet. Er hat Sie über Veranstaltungen informiert, die mit unserem Themenkanon zusammenhängen, er hat viele Fragen zur Troisdorfer Geschichte beantwortet, er hat seine redaktionellen Aufgaben erledigt, es wurde geforscht und organisiert, er hat sich an Veranstaltungen unserer Kooperationspartner beteiligt und auch eigene durchgeführt, und und und.

Damit mein so genanntes Vorwort nicht zum Hauptbeitrag dieses Heftes wird, erspare ich mir und Ihnen die Erbsenzählerei der einzelnen Meriten, möchte allerdings nicht schließen, ohne zu erwähnen, dass der Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf mittlerweile die magische Zahl von 500 Mitgliedern überschritten hat; zur Zeit beträgt die Mitgliederzahl 502, in Worten: fünfhundertzwei. Dazu mehr auf der Mitgliederversammlung, auf der ich hoffentlich viele von Ihnen begrüßen darf.

Bis demnächst

Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Thomas Ley'. The signature is fluid and cursive, with a long, sweeping tail that extends downwards and to the right.

Thomas Ley

Vereinsmitteilungen

Als neue Mitglieder begrüßen wir

Stephanie Bröhl · Thomas Bröhl · Rolf Hönscheid · Ralf Husch · Tina Husch

Verstorben sind unsere Mitglieder

Horst Dederichs
14. Juli 2014

Paul-Günter Fahrendorff
6. September 2014

Dr. Willy Neußer
26. Oktober 2014

Wir werden ihnen ein ehrendes Andenken bewahren.

EINLADUNG

zur Mitgliederversammlung 2014

des Heimat- und Geschichtsvereins Troisdorf e.V.

am **Donnerstag, dem 4. Dezember 2014, um 18 Uhr**
im Saal „Zur Küz“ in Troisdorf-Sieglar, Eintrachtstraße 1

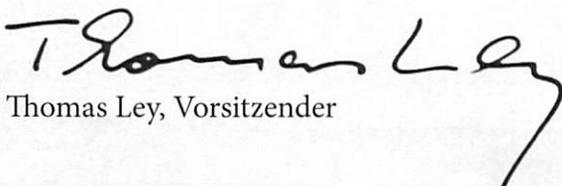


Tagesordnung

1. Begrüßung und Festlegung der Tagesordnung
2. Ehrung der verstorbenen Vereinsmitglieder
3. Geschäftsbericht
4. Kassenbericht
5. Bericht der Kassenprüfer
6. Entlastung des Vorstands
7. Anträge
8. Vortrag von Frau Dr. Andrea Korte-Böger vom Historischen Archiv der Stadt Siegburg über: „Das Bild des Michaelsberges im Wandel der Jahrhunderte“
9. Verschiedenes

Im Anschluss an die Sitzung wird das „Troisdorfer Jahresheft“ als Jahresgabe verteilt.

Troisdorf, den 3. 11. 2014


Thomas Ley, Vorsitzender

Historischer Rundgang durch Troisdorf-Sieglar:

Mühle und Mühlengraben sind über 800 Jahre alt

Kurt P. Schneider, belesener Sieglarer Heimatgeschichtler, Mitglied des Heimat- und Geschichtsvereins Troisdorf und Kommunalpolitiker, führte eine VHS-Gruppe unter dem Motto „Hinter den Fassaden“ zu Höfen, Kirche und der ehemaligen Mühle in dem traditionsreichen Stadtteil. Auf der Mühle lag der Schwerpunkt der Führung, denn ihr Besitzer, Wilhelm Schlimgen, erläuterte persönlich vor Ort die über 800-jährige Geschichte der Anlage.

In idyllischer Umgebung erklärte Schlimgen, dass der Bau der Mühle Ende des 12. Jahrhunderts im Auftrag der Siegburger Abtei begann. Dazu sei 1190 eigens die Sieg reguliert worden. Das ehemalige Flußbett von Sieg und Agger wurde für den Bau des Mühlengrabens und damit für den Betrieb der Sieglarer und der Eschmarer Mühlen genutzt. Der „Schirmhof“ und die Sieglarer Mühle waren Besitzungen der Abtei und verpachtet.

Erst während der Säkularisation unter Napoleon ging 1803 der kirchliche in staatlichen Domänenbesitz über. Nach mehreren Besitzerwechseln kaufte Wilhelm Schlimgen, Großvater des heutigen Besitzers, 1919 die Mühle, die bis 1986 in Betrieb war. Zur Mühlenanlage unter Denkmalschutz gehört das 1879 errichtete Herrenhaus des Müllers, das hohe Mühlen- und Speichergebäude (heute 28 Wohnungen) und die ehemalige Ölmühle mit Remise.

Der anschauliche Rundgang durch das historische Sieglar führte über Mühlenstraße und Meindorfer Straße zur Pfarrkirche St. Johannes „vor dem lateinischen Tor“ mit romanischem Kirchturm aus dem 11. Jahrhundert sowie klassizistischem Mittelschiff und neugotischem Querschiff aus dem 19. Jahrhundert. Auf dem Friedhof an der Kirche wurde bis 1891 bestattet.



*Vor der ehemaligen Ölmühle:
Kurt P. Schneider und
Wilhelm Schlimgen im Gespräch.*

*Wilhelm Schlimgen (links)
und Kurt P. Schneider
am Mühlengraben,
der über Jahrhunderte
die Mühle in Betrieb hielt,
im Hintergrund das Herrenhaus.*

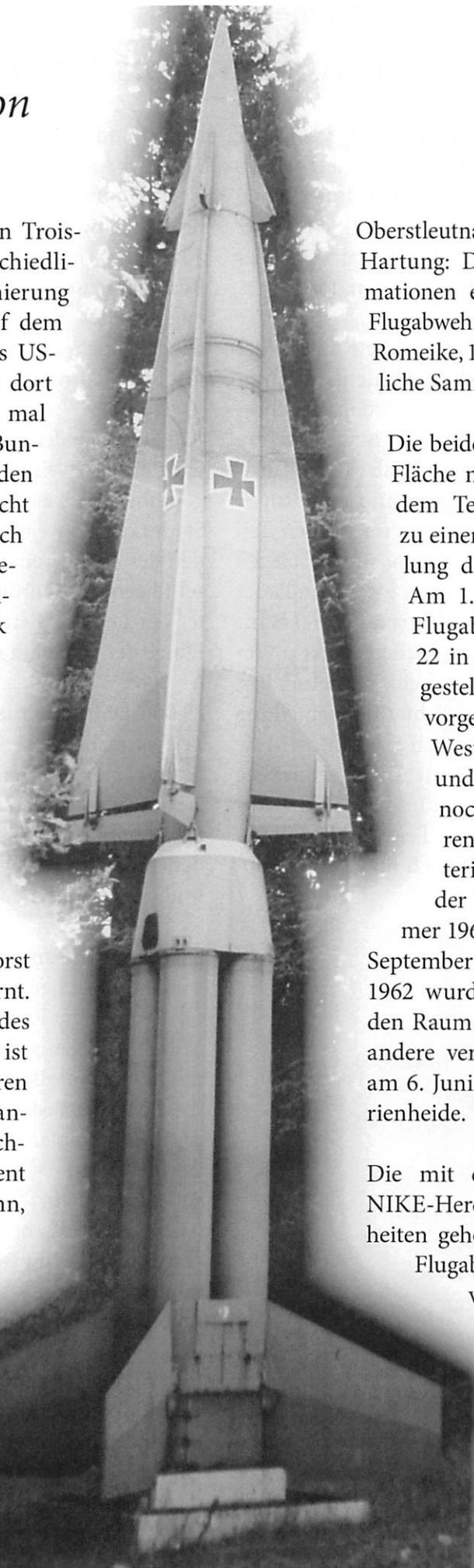


Peter Haas und
Wolfgang Hartung

Die Raketenstation am Stand elf

Seit Jahren erzählt man sich in Troisdorf und Umgebung unterschiedliche Versionen über die Stationierung von Raketen am Stand elf auf dem Telegraphenberg. Mal sollen es US-Amerikaner gewesen sein, die dort Nike-Hercules Raketen hatten, mal sollen Hawk-Raketen von der Bundeswehr dort aufgestellt worden sein. Mir ist es, wenn ich nicht irre, auch schon passiert, dass ich Hawk- und Nike-Hercules-Raketen verwechselt habe. Gegen solchen Irrtum gibt es zum Glück ein Heilmittel: Man muss die Fachleute befragen. Wir haben einen solchen Fachmann als Vereinsmitglied: Ernst Wolfgang Hartung hat selbst etliche Jahre im Fliegerhorst Wahn und in der Heide gearbeitet. Viele Jahre war der Oberstleutnant Vorsitzender des dortigen Personalrats und hat dadurch den Fliegerhorst in- und auswendig kennen gelernt. Er gehört zu den Mitarbeitern des Museums im Fliegerhorst und ist bis heute dort aktiv. Für unseren Verein hat er mehrfach Veranstaltungen organisiert und durchgeführt. Wenn einer kompetent und richtig Auskunft geben kann, dann er.

Also, Wolfgang, was hat es mit der Raketenstation auf sich?



Oberstleutnant a.D. Ernst-Wolfgang Hartung: Die nachfolgenden Informationen entnehme ich „25 Jahre Flugabwehrraketen-Bataillon 22, Romeike, 1985, in „Militärgeschichtliche Sammlung Wahnheide“:

Die beiden Bunker auf der freien Fläche neben dem Stand elf auf dem Telegraphenberg gehörten zu einer Flugabwehrraketenstellung der deutschen Luftwaffe. Am 1. April 1960 wurde das Flugabwehrraketen-Bataillon 22 in der Kaserne Wahn aufgestellt. Da die endgültig vorgesehenen Stellungen im Westerwald, im Sauerland und im Bergischen Land noch nicht fertiggestellt waren, wurden für zwei Batterien Übungsstellungen in der Wahn Heide im Sommer 1960 eingerichtet und Ende September bezogen. Am 27. Juli 1962 wurde eine der Batterien in den Raum Winterberg verlegt. Die andere verließ die Wahn Heide am 6. Juni 1963 in den Raum Marienheide.

Die mit den Flugabwehrraketen NIKE-Hercules ausgerüsteten Einheiten gehörten zu einem NATO-Flugabwehrgürtel, der sich von der Nordsee bis zu den Alpen erstreckte. Und so sahen diese Raketen aus.

Der zweite Sportplatz auf der Troisdorfer Heide

Wenn wir über die Leichtathletik-Anlage „Auf der Heide“ sprechen, kommen bei uns alten Troisdorfer Leichtathleten unwillkürlich alte Erinnerungen hoch. Sie reichen weiter zurück, als der kleine Platz alt ist, der zwischen dem SSV 05 Platz und der Tennisanlage von Rot-Weiß eingezwängt ist.

Nach dem II. Weltkrieg startete „die Königin der Olympischen Spiele“, die Leichtathletik, mühsamer als die meisten anderen Sportarten. Am ehesten gelang der Wiederbeginn noch im Turnverein der Mannstaedtwerke, denn dort gab es eine Turnhalle im Souterrain des Kasinos und eine Rundlaufbahn hinter der Werksmauer im grünen Teil des Werksgeländes an der Kasinostraße. Gegen Ende des Jahres 1955 gründeten zwei Mitglieder von SSV Troisdorf 05, Alwin Herrmann und Hans Distelrath, mit einigen Jugendlichen, unter anderem Peter Haas, Wilhelm Kurscheid, Wilhelm Pütz, und Helmut Stricker, eine Leichtathletikabteilung innerhalb des SSV 05. Öffentlich erwähnt wird sie erstmals am 27. Januar 1956 im Anzeiger für Sieg und Rhein mit der Mitteilung: In der neuen Turnhalle am Annonisweg „wird ie Leichtathletikabteilung des SSV 05 jeben Mittwoch ihr Training ab-

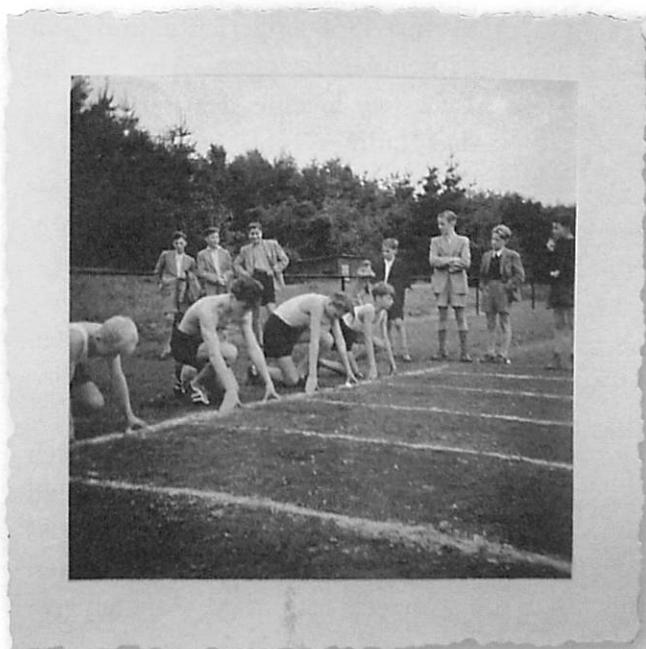
halten und zwar für Schüler und Jugendliche um 17.30 Uhr und für Senioren um 19 Uhr.“ Die übrigen Übungsplätze waren der Wald und die Heide, der schwarze Aschenplatz des SSV 05, auf den Alwin Herrmann gelegentlich eine provisorische Rundbahn und eine Kurzstrecke markierte, und eine ähnlich provisorische Weitsprunggrube. Es dauerte noch einige Jahre, bis ein „richtiger“ Platz mit Rundbahn zur Verfügung stand.

Am Sonntag, dem 27. September 1959, um 11 Uhr wurde „der zweite Sportplatz ‚auf der Heide‘“ eingeweiht. Die Leichtathletikabteilung war bei der Stadt noch so wenig bekannt, dass dem Vorsitzenden des Turnvereins Dr. Joseph Haller der Schlüssel überreicht wurde und nicht etwa dem Vertreter der Leichtathletikabteilung, die nach Lage der Dinge den Platz am meisten nutzen würde.

89.000 DM hatte die Anlage gekostet. Der größte Teil waren Landeszuschüsse, während die Stadt nur 31.000 DM bezahlen musste. Basis für die Finanzierung war die Anzahl derer, die dort üben sollten bzw. konnten: 1.838 Schülerinnen und Schüler aus den Troisdorfer Volksschulen und der Realschule und ca. 700 Mitglieder von Sportvereinen.

Das Besondere an dieser Anlage waren ihre Abmessungen. Zwischen Fußballplatz und Tennis-Anlage passte nur eine Rundbahn von 328,5 m Länge, für Mittel- und Langstreckler eine Katastrophe, denn die brauchten alle 200 m Zwischenzeiten, so dass die Zeitgeber fast genauso viel laufen mussten wie die Wettkämpfer selbst. Aber die Anlage wurde im gesamten Mittelrhein als schnell bekannt, so dass Alwin Herrmann bei seinem ersten Abendsportfest am 26. 6. 1963 mit Manfred Kinder den 5. der Olympischen Spiele 1960 präsentieren konnte. Seine 47,9 sec sind noch immer Stadionrekord, begeistert gefeiert von 800 Zuschauern.

Schon am 11. 6. 1960, also ein Jahr nach der Einweihung, fanden hier erstmals Kreismeisterschaften statt. Ein Jahr später, am 6. 5. 1961, war der SSV 05 Troisdorf Veranstalter des ersten seiner legendären Frühjahrssportfeste. Am 13. 5. 1962 legte der Kreis seinen ersten Kreisvergleichskampf gegen den Kreis Euskirchen ins Stadion „Auf der Heide“.



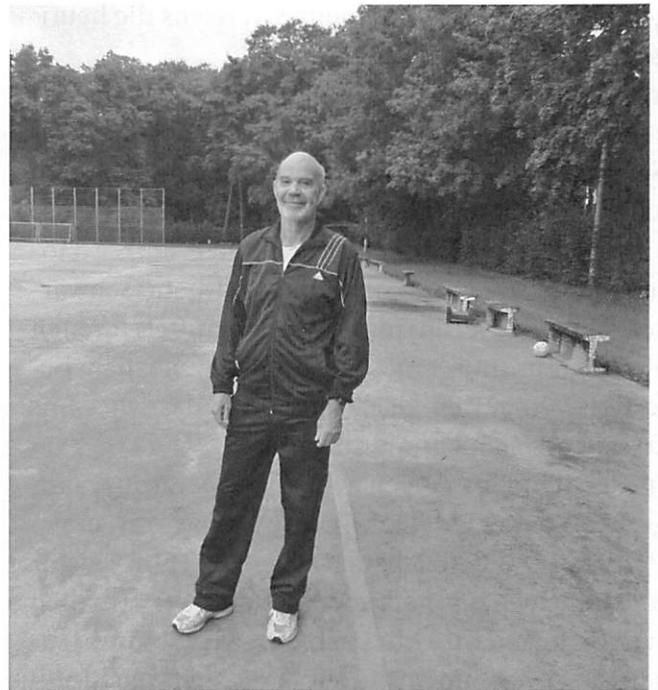
Das dürfte einer der ersten Starts bei einem Sportfest auf dem alten Platz von SSV 05 gewesen sein: Der Zweite von links: Peter Haas; im Hintergrund von links Dieter Schnitzler, Werner Brors und Rolf Ihmels.

Und am 15. 9. des gleichen Jahres fanden die ersten Kreis-Mehrkampf-Meisterschaften hier statt. Inzwischen war die Leichtathletik-Abteilung so bekannt geworden, dass man auch international tätig wurde. Am 23. 6. 1964 kam es zu einem Clubkampf gegen die Stockholmer Mannschaft von „Matteus Pojkarna“, den die Schweden knapp gewinnen konnten. Drei Tage danach, beim 2. Abendsportfest, verbesserte Wolfgang Becker seinen eigenen Kreisrekord über 1.500 m auf sehr gute 3:54,0 min. Kreisrekorde hat das Stadion jede Menge gesehen, der erste ging 1963 mit 64 Metern im Speerwerfen auf das Konto von Peter Haas. Extra für ihn verpflichtete Alwin Herrmann 1966 mit Rudolf Hars aus Leverkusen einen der besten deutschen Speerwerfer. Aber dafür war die Wurfanlage zu kurz, es musste diagonal geworfen werden. Und selbst das war zu kurz. Der weiteste Wurf von Hars auf 73,14 m rutschte über die Weitsprunganlage hinaus und blieb im Fuß einer Zuschauerin stecken.

Die Laufbahn war derart gut, dass sie 1966 von Leverkusener Fachleuten nachgemessen wurde, weil man den deutschen Jugendrekord in der Olympischen Staffel hier verbessern wollte. Das Vorhaben scheiterte um wenige Zehntelsekunden.

Liebevoll wurde die Anlage weiter aufgepöppelt, als sie 1967 mit der Troisdorfer LG von einem reinen Leichtathletik-Verein übernommen wurde. Die Stabhochsprunganlage, an der Wolfgang Beckmann am 14. 10. 1967 einen neuen Kreisrekord aufstellte, war ein eingefriedeter Sandhau-

fen, auf dem unzählige zusammengebundene Schwämme das Landen erleichterten. Das Fehlen einer Flutlichtanlage, im Oktober war es früh dunkel, wurde durch auf die Laufbahn gefahrene Autos kompensiert, die bei laufendem Motor Licht spendeten. Und als mit Rolf Overath einer der besten deutschen jugendlichen Weitspringer bessere Trainingsbedingungen benötigte, legte man auf dem Weitsprunganlauf Förderbänder aus, um bei jedem Wetter springen zu können.



Hanno Rheineck neben seiner geliebten Aschenbahn.

Erst mit der Einweihung des Aggerstadions 1977 ging die Ära des Platzes „Auf der Heide“ zu Ende.

Bis heute benutzt vor allem der Troisdorfer Hockeyklub den vor Jahren mit Kunstrasen versehenen Platz. Die Rundbahn besteht jedoch immer noch, soll aber zum großen Kummer von Hanno Rheineck bald einer anderen Nutzung weichen. Der seit mehreren Jahren in Troisdorf ansässige „Weltreisende in Sachen Laufen“ – er war bis jetzt in 100 Ländern aller Kontinente aktiv – kommt immer wieder gerne zu seiner ehemals schnellen Aschenbahn zurück. Er hat sogar einen Platzschlüssel, damit er jederzeit flexibel trainieren kann. Leider gehört das bald der Vergangenheit an.



Wolfgang Rehmer bei der Landung im Stabhochsprung. Der Kasten, in den er springt, gleicht eher einer Sammelstelle für Kunststoffe.

Eine Kriegsjugend in Troisdorf

Erster Teil

Ein Bild zeigt mich zusammen mit Jungen und Mädchen meines Alters als Kommunionkind auf dem Weg von der „Alten Schule“ an der Kirchstraße zur Kirche St. Hippolytus an der damaligen Faustgasse, so hieß meines Wissens die heutige Hippolytusstraße.

Wohlgeordnet, aber keinesfalls im Gleichschritt zogen wir durch die festlich geschmückten Straßen. Wie die meisten anderen Jungen trug auch ich den obligatorischen dunkelblauen „Matrosenanzug“ mit passender Schirmmütze, kurze Hosen, lange schwarze Strümpfe und hohe schwarze Schuhe. Die Strümpfe waren mittels breiten Strumpfgummis am sogenannten Leibchen befestigt. Wir waren gleichsam, ohne dass dies uns zu Bewusstsein kam, uniformiert.

In der Rechten trugen wir alle eine große, lange, weiße Kerze, die wir am Vortag für einen Preis von 1,00 Reichsmark bei unserem Pastor im Canisiushaus erstanden hatten. Wir erhielten sie vor unserem Abmarsch zur Kirche und trugen sie behutsam in unserer Rechten, das untere Ende ins so genannte Kerzentuch eingehüllt. Wir behandelten sie mit äußerster Vorsicht, obwohl dies ganz besonders uns Jungen schwerfiel. So überstanden wir diesen Weg nach beträchtlichen Mühen, die erst endeten, nachdem wir die Kerzen unversehrt in unsere Bänke in der Kirche gebracht hatten. In der linken Hand trugen wir unser in Leder gebundenes Gebetbuch, das uns, weil die Seiten mit Goldschnitt versehen waren, äußerst kostbar erschien. Die Mädchen waren ebenfalls einheitlich gekleidet, wobei die Farbe „Weiß“ vorherrschte.

So zog also die lange Reihe von uns Kommunionkindern, wohlgeordnet und säuberlich nach Mädchen und Jungen getrennt, durch die Straße, rechts und links von besorgten Eltern begleitet. Die festliche Kleidung der Eltern – manche Väter trugen einen Zylinder – betonte die Feierlichkeit des Tages, von dem bei einigen Häusern, denen ein Kommunionkind entstammte, ein mit Buchsbaumzweigen umkränztetes Schild unsinnig behauptete, es sei der schönste Tag unseres Lebens. Ich habe erst später begriffen, weshalb sich meine

Eltern meinem Wunsch, unsere Haustür mit einem eben solchen Schild zu schmücken, widersetzen.

Der Pimpf 1939

Am 20. April 1939, Hitlers Geburtstag, wurde ich per Gesetz vom 1. Dezember 1936 und Erlass vom 25. März 1939 beitragsfreies Zwangs-Mitglied im Deutschen Jungvolk (DJ). Das DJ war eine Unterorganisation der *Hitler-Jugend* (HJ) für die männliche Jugend der Altersgruppe der 10- bis 14-Jährigen. Sie wurden auch „Pimpfe“ genannt.

Bei den Mädchen war es für die 10- bis 13-Jährigen der *Jungmädelsbund* (JM) als Untergruppierung des *Bundes Deutscher Mädel* (BDM).

Offiziell hatten die Pimpfe zu Beginn die sogenannte „Pimpfenprobe“ mit leichtathletischen Leistungen und Kenntnissen nationalsozialistischer Lieder und der „Schwertworte des Hitlerjungen“ abzulegen. Erst danach sollte man die Ehre haben, die Uniform tragen zu dürfen.

Soviel ich weiß, hat niemand von uns diese Pimpfenprobe abgelegt; trotzdem durften wir die Uniform tragen. Ich sage ausdrücklich „durften“, denn die meisten von uns waren stolz darauf. Ich frage mich, ob das auch für die heutigen Pfadfinder gilt, wenn sie zum ersten Mal ihre Kluft tragen.

Ich war am 27. Januar zehn Jahre alt geworden. Ab September 1938 arbeitete mein Vater neun Monate lang im Auftrag der Reichsregierung und der Dynamit-AG in der Türkei; er war beauftragt, in der Nähe von Ankara ein Werk zur Herstellung von Nitrocellulose (Schießbaumwolle) in Betrieb zu nehmen. Er kehrte erst Ende Mai 1939 zurück. Meine Mutter musste sich also bis dahin und dann 2 Jahre später nach dem tödlichen Unfall meines Vaters auch weiterhin mit mir und meinem Eigensinn herum schlagen.

Nun hatten wir den 1. Mai 1939. Es war *der Tag der deutschen Arbeit*, der mit großem Prunk, Aufzügen aller Parteigruppierungen und Hakenkreuzflaggen gefeiert wurde. Die Hitlerjugend

war ebenfalls aufgerufen, aber wir aus dem Erstjahrgang der Pimpfe waren nicht dabei, konnten wir doch noch nicht im Gleichschritt marschieren. Ich aber hatte eine Uniform, die meine Mutter für mich passend erstanden hatte und von der sie später erzählte, sie sei äußerst preiswert gewesen. Mit der wollte ich mich unbedingt auf der Straße zeigen, um meine angestrebte Zackigkeit zu demonstrieren. Heute also zog ich sie zum ersten Mal an. Meine Mutter hatte gegen meine heftigste Gegenwehr dafür gesorgt, dass ich warme Unterwäsche trug. Nur mit Mühe konnte ich durchsetzen, dass die langen Strümpfe im Schrank blieben und gegen kurze Kniestrümpfe ausgetauscht wurden.

Und so sah dieses Prachtstück aus:

Zunächst war da das Braunhemd. Auf einem linken Ärmel aufgenäht war ein schwarzes Dreieck, das den Namen *Gau Mittelrhein* trug. Auf den Hemdenschultern befanden sich die Schulterklappen mit der Nummer des „HJ-Banns“, in meinem Fall die Nummer 240 für den Siegbereich. Weiter steckte auf der linken Brusttasche eine Anstecknadel mit dem Emblem der Hitlerjugend, einem rautenförmigen, auf der Spitze stehenden Metallabzeichen mit Hakenkreuz. Unter den Hemdenkragen steckte man das schwarze, zum Dreieck geformte Halstuch und zwar so, dass ein Tuchzipfel unter dem hinteren Hemdkragen heraus ragte. Die beiden Tuchenden wurden unter dem Hals zusammengefasst und mit einem Knoten, der aus dünnen Lederstreifen bestand, gehalten. Ein breiter Lederriemen, das Koppel, hielt die kurze, schwarze Hose aus Cord; das Koppel wurde mittels metallenen Koppelschloss, das den inhaltschweren Spruch „Blut und Ehre“ trug, geschlossen. Der größte Stolz aber war das Fahrtenmesser mit einer breiten, etwa 15 cm langen Klinge und schwarzem Griff mit eingelassenem HJ-Abzeichen. Das Messer steckte in einer schwarzen, metallenen Hülle und wurde mittels Schlaufe am Koppel befestigt. Auf der Messerklinge standen ebenfalls die Worte „Blut und Ehre“. Dann gab noch den schwarzen, ledernen Schulterriemen; er führte vorne links vom Koppel aus quer über die Brust unter der rechten Schulterklappe her und quer über den Rücken wieder zum Koppel. Den Kopf bedeckte das sogenannte Schiffchen, ein braunes Stoffkappi, dessen Schiffsförmigkeit ihm den Namen gab. Es wurde später durch die schwarze Dienstmütze mit Ohrenklappen und HJ-Abzeichen ersetzt.

Zum Schutz gegen Kälte trugen wir im Winter eine dicke, schwarze Uniformjacke mit silbernen Knöpfen, eine Skihose und die erwähnte schwarze Dienstmütze oder, war man Mitglied der Flieger-HJ, das alles in blaugrauer Farbe.

Heute also, am Tag der Deutschen Arbeit, dem 1. Mai 1939, stand ich in der Pracht meiner neuen Sommer-Uniform auf der Straße, marschierte los und hoffte, meine Umgebung, meine Nachbarn und alle, die mich sehen würden, zu beeindrucken. Ich wollte zackig aussehen.

Mein Weg führte zum Marktplatz, der heute „Pfarren Kennemich-Platz“ heißt. Hier, so hoffte ich, würde ich uniformierte Freunde treffen. Zwang zur Teilnahme am obligatorischen Aufmarsch von SA, SS, HJ und DAF (Deutsche Arbeitsfront) bestand, wie gesagt, für meinen Jungvolkjahrgang noch nicht. Aber ich wollte doch zumindest meine Uniform zeigen. Auf meinem Weg warf ich ab und zu Seitenblicke nach links oder rechts, aber niemand schaute aus dem Fenster und niemand bewunderte mich. Zwei uniformierte SA-Männer begegneten mir. Meinem zackigen Gruß „*Heil Hitler*“ schenkten sie wenig Beachtung und ihr lässiges „*Heitler*“ klang sehr unlustig. Ich war auf das Äußerste empört.

Bei all meinem Stolz spürte ich mittlerweile jedoch die morgendliche Kälte des Frühlingstages, die mir in Mark und Bein drang. Als dann auch noch meine Zähne klapperten nahm meine angestrebte Zackigkeit ab. Schließlich war ich bis auf die Knochen frostig durchgekühlt und ein lang aufgeschossener, vor Kälte zitternder, dürrer Pimpf schlich vollkommen unzackig auf Nebenwegen nach Hause. Eine verständnisvolle Mutter empfing mich mit einem stillen Lächeln. Sie ahnte alles, sagte aber kein Wort und ließ mich in Ruhe. Ich schlich in mein Zimmer. Dort wurde mir bewusst, dass eine zackige Uniform nicht ausreicht, ihrem Inhalt ebenfalls Zackigkeit zu verleihen.

Mein Wunsch nach Zackigkeit, so sehe ich das heute, war wohl die unterschwellige Erkenntnis meiner Unzulänglichkeit. Ich war einer der Größten in meinem Jahrgang, dazu äußerst dürr. Meine Bewegungen waren ungelent, und ich stolperte häufig über meine eigenen Beine. Mein Körper schien die aufgenommene Nahrung lediglich in Längenwachstum umzusetzen. Um dem abzuweichen, hatten mich meine Eltern, im „*Eisenbahn Turnverein Troisdorf*“ angemeldet. Er unterhielt an der damaligen *Adolf-Hitler-Straße*

, heute heißt sie wieder Poststraße, ungefähr an der Stelle, wo jetzt die Polizeistation steht, ein Sportgelände mit einer hölzernen Turnhalle, einer 100-Meter-Laufbahn, einer Weitsprunganlage und einem kleinen Spielfeld. Die Turnhalle fiel während des Krieges einem Brand zum Opfer, Der Grund ist unbekannt; wahrscheinlich war es Brandstiftung.

Ich nahm fleißig am wöchentlichen Turnunterricht unter guten Turnlehrern teil. Der Erfolg war äußerst mäßig. Meine turnerischen Leistungen lagen stets am unteren Ende der geltenden Leistungsskala. Das Turnen am Barren hasste ich; es verursachte mir stets blaue Flecken an den Oberarmen und den Oberschenkeln. Ans Reck ließ man uns Kinder Gott sei Dank noch nicht. Beim Laufen und Springen gehörte ich meistens zu den Letzten. Kurzum, meine turnerische Laufbahn war nur von geringem Erfolg begleitet und vergrößerte noch mein Gefühl von Minderwertigkeit.

Nun setzte ich meine ganze Hoffnung auf eine Karriere im Jungvolk, die sich folgendermaßen entwickelte:

Ich hatte zusammen mit allen gleichaltrigen Jungen mittwochs und samstags jeweils nachmittags zum Dienst, dem sogenannten Appell, am HJ-Heim am Herbert-Norkus-Platz, der heutigen Römerstraße, zu erscheinen. Beim ersten Mal wurden wir gemäß dem vorgeschriebenen Aufbau des DJ in Troisdorf wie folgt aufgeteilt: Die kleinste Gruppe war die Jungenschaft mit etwa 10 Jungen. Drei Jungenschaften bildeten den Jungzug und 4 Jungzüge das Fähnlein. Jungzug- und Fähnleinführer waren in der Regel älter als vierzehn Jahre, also eigentlich Mitglied bei der HJ, hatten sich aber für eine „führende“ Position im Jungvolk entschlossen. Alle Führer trugen je nach Rang verschieden farbige, dicke Schnüre, die wir „Affenschaukeln“ nannten. Der Jungenschaftsführer zierte sich mit einer dünnen, rot-weiß geflochtenen Schnur, die je nach Charakter des Trägers im Bogen (Angeber) oder straff gespannt (Idealist) vom Hemdenknopfloch zur Hemdentasche führte. Bei den höheren Rängen waren es dicke geflochtene Schnüre, die von der Hemdentasche zur Schulterklappe getragen wurden und zwar, so glaube ich mich zu erinnern, grün für den Jungzug- und grün-weiß für den Fähnleinführer.

Dann gab es noch als unterste Stufe den Hordenführer, der jedoch keine Rangabzeichen trug. Er konnte vom Jungzugführer ernannt aber auch

wieder abgesetzt werden. Diese unterste Stellung in der Hierarchie der Führerpersönlichkeiten sollte sicherlich als Anreiz dazu dienen, besondere Leistungen zu erbringen.

Ich muss zunächst vorausschicken, dass es mir nie gelungen ist, selbst einen der niedrigen Ränge zu erreichen. Ich wurde mit vierzehn Jahren als rangloser Pimpf in die HJ übernommen.

Doch zurück zu mir als Pimpf auf seinem Weg zur Zackigkeit.

Wir hörten das erste halbe Jahr nur: „*Im Gleichschritt Marsch, Abteilung... Halt, Links... um, ganze Abteilung... kehrt*“ und was es sonst noch an Kommandos gab. Dann stolperten wir mehr chaotisch als geordnet auf Troisdorfs Straßen herum, hielten unseren Vorderleuten das „Füßchen“, sangen mit Inbrunst Marschlieder wie „Die blauen Dragoner...“ oder „Wildgänse rauschen durch die Nacht...“. Die ersten Anzeichen des Stimmbruchs bei einigen führte zu allgemeiner Disharmonie und sorgte für weiteres Chaos. Ich war enttäuscht, hatte ich mir doch unter Zackigkeit etwas anderes vorgestellt. Da mir jedoch beigebracht worden war, dass vor jedem Erfolg die Mühe stände, übte ich mich in Geduld, so schwer es mir auch fiel.

So langsam führten die Bemühungen unserer Führer auch zum Erfolg. Wir stolperten beim Marschieren immer weniger, die vom Stimmbruch Befallenen waren zum Schweigen verurteilt worden, so dass der Eindruck der jungen Marschkolonnen immer mehr dem entsprach, was sich irgendwelche Ideologen unter Jungvolk vorgestellt hatten.

Bald begannen wir auch mit Geländespielen im nahe gelegenen Wald. Hierbei wurden wir jeweils in zwei Gruppen aufgeteilt. Die eine waren die, die eine Fahne zu verteidigen hatte, die andere musste diese Fahne erobern. Es gab wunderbare Raufereien, bei denen ich endlich einigermaßen mithalten konnte. Ich brauchte mich nicht am Barren zu bemühen oder beim Laufen eine gewisse Geschwindigkeit erzielen; hier ging es nur um Keilerei und um Kraft. Die besaß ich zwar, und es machte auch ungeheuren Spaß, aber als man mir bei einer dieser Keilereien ein blaues Auge verpasst hatte, hielt ich mich zurück und griff nur noch zur Selbstverteidigung ein.

Bei einem der folgenden Spiele hatte ich mal wieder mit gebührendem Abstand und hinter einem Gebüsch versteckt dem lauten Treiben zugeschaut und war von einem Jungenschaftsführer erwischt

worden. Ich musste mich nach Kampfende vor die versammelte Mannschaft stellen und laut rufen: „Ich bin ein Feigling.“ Ich habe das hinter mich gebracht, ihm Rache geschworen und ihm unter vier Augen zugeflüstert: „Das wirst du mir büßen.“

Ich wartete einige Wochen, bis sich eine günstige Gelegenheit bot. Besagter Führer gehörte zur Gegenpartei und musste die Fahne verteidigen. Ich stürzte mich, alle Vorsicht missachtend, mitten ins Kampfgetümmel, entriss ihm die Fahne, es war ein Wimpel an einer langen Stange, und versetzte ihm mit letzterer einen kräftigen Hieb auf den Rücken, ließ die Stange los und setzte ihm mit meiner ganzen Kraft meine Faust ans Auge.

Wir hatten die Fahne erobert, mein Gegner blutete aus der Nase und als wir am HJ-Heim ankamen, nahm die Umgebung seines Auges bereits eine blaue Farbe an. Ich hatte auch etwas gewonnen: Niemand hat mich je wieder als Feigling bezeichnet, aber ich hatte auch einen Feind gewonnen, der mit allen Mitteln dafür sorgte, dass meine angestrebte Karriere beim DJ beendet war. Ich begrub endgültig meine Hoffnung auf einen Rang; selbst der fragwürdige Rang des *Hordenführers* blieb mir verwehrt und so wurde ich das, was man nach dem Krieg „Mitläufer“ nannte. Damit entfiel natürlich auch mein Drang nach Zackigkeit, und so versuchte ich nun eine andere Tour und blieb den Appellen des DJ fern. Das sollte nach einigen Wochen jedoch unangenehme Folgen mit sich bringen, denn eines Tages erschien bei meiner Mutter der Oberwachtmeister Weinz, einer unserer beiden Ortspolizisten, mit einer schriftlichen Verwarnung des HJ-Bannes 240 und der Aufforderung, den Dienst bei dem DJ unverzüglich und unter Androhung einer Strafe bei Nichtbefolgung wieder aufzunehmen.

Meine Mutter erfand geistesgegenwärtig sofort Krankheitsgründe für mein Fernbleiben. Das verständnisvolle Zureden des Polizisten nahm ihr auch den ersten Schrecken und sie setzte ängstlich durch, dass ich zum nächsten Appell am darauffolgenden Mittwoch wieder zum Dienst erschien und mich für mein Fernbleiben wegen Krankheit entschuldigte. Das Grinsen meines unlängst gewonnenen Feindes nahm ich zähneknirschend zur Kenntnis, wobei ich ihm jedoch zur Warnung meine geballte Faust zeigte.

Für das Jahr 1943 erhoffte ich mir bessere Zeiten, erfolgte doch mit dem 14. Lebensjahr automatisch der Übergang vom *Deutschen Jungvolk* zur

Hitlerjugend (HJ). Bis dahin versuchte ich, so wenig wie möglich auf zu fallen und meinem Gegner aus dem Wege gehen. Ich schloss mich daher einer Bastelgruppe an, die im Keller des HJ-Heimes Flugzeugmodelle baute.

Später habe ich erfahren, dass zum Dienstplan des DJ auch Schulungsvorträge über die nationalsozialistische Weltanschauung gehörten. Ob man das beim Troisdorfer Jungvolk nicht wusste oder dazu keine Lust hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls sind mir Vorträge dieser Art nicht in Erinnerung. Als einziges wurden uns die „Schwertworte des Jungvolkjugen“ eingepaukt, die da lauteten:

Jungvolkjugen sind hart,
schweigsam und treu.

Jungvolkjugen sind Kameraden.

Des Jungvolkjugen Höchstes ist die Ehre.

Was immer dies bedeutete, wir wussten es nicht.

In der Flieger-HJ.

Im Frühjahr 1943 meldete ich mich zum Eintritt in die „Flieger-HJ“.

Man hatte die Möglichkeit, sich für eine der in Troisdorf bestehenden HJ-Gruppierung zu entscheiden:

Es gab die Stamm-, die Feuerwehr-, die Marine-, die Motor- und die Flieger-HJ. Die Organisation der einzelnen Abteilungen entsprach derjenigen des DJ. Man hatte lediglich andere Namen eingeführt: Für Troisdorf gab es, von oben angefangen den Stammführer (weiße Schnur) den Obergesellschaftsführer (schwarz-grüne Schnur), den Gefolgschaftsführer (grüne Schnur) und den Kameradschaftsführer (dünne, rot-weiße Schnur). Der Rottenführer als niedrigster Rang trug keine Schnur. Zur Uniform gehörte jetzt zusätzlich eine Hakenkreuz-Armbinde; sie war aus rotem Tuch mit einem weißen Mittelstreifen und dem schwarzen Hakenkreuz in weißer, auf der Spitze stehender Raute und wurde am linken Oberarm getragen.

Unser Alter brachte es mit sich, dass wir jedes Jahr an Größe zunahmen, was bei der Versorgung mit Kleidung zu erheblichen Problemen führte. Kleidung gab es nur, da bewirtschaftet, auf „*Kleiderkarte*“. Sie enthielt sogenannte Kleiderpunkte. Je größer das zu erwerbende Kleidungsstück war (Mantel, Hose, Jacke), umso mehr Punkte mussten abgegeben werden. Waren alle Punkte verbraucht, gab es nichts mehr, bis eine neue Kleider-

karte ausgegeben wurde, und das konnte dauern. Uniformen, komplette oder Teile davon, beispielsweise für HJ und andere Gliederungen der NSDAP (*Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei*) gab es ohne Kleiderkarte. Das ergab für die Eltern natürlich die Möglichkeit, das Problem der Versorgung mit Kleidung zu lösen, indem man damit einverstanden war, dass Tochter oder Sohn häufig Uniform tragen mussten. Ob das so gewollt war? Meine Mutter wählte diesen Weg und so wurde die HJ-Uniform besonders im Winter oft meine Alltagskleidung; man entfernte lediglich die Armbinde.

Als einzige HJ-Gliederung trugen wir, die Mitglieder der Flieger-HJ, im Winter über dem Braunhemd blaugraue Uniformjacken und -hosen entsprechend der Uniformfarbe der Fliegertruppe in der Wehrmacht. Die Oberbekleidung bestand im Winter aus der Schirmmütze, aus der langärmeligen, in der Mitte geknöpften Uniformjacke mit den üblichen aufgenähten oder gesteckten Emblemen und der langen Hose, die über den Knöcheln zugebunden wurde;

Wichtigste Abzeichen waren die Segelflugschwalben, die Auskunft darüber gaben, welche der Prüfungen beim Segelfliegen man geschafft hatte. Die A-Prüfung erforderte mindestens 30 Starts und den Prüfungsflug mit einer Dauer von mindestens 30 Sekunden und erbrachte 1 Schwalbe. Die B-Prüfung mit 2 Schwalben erforderte Kurvenflüge und für die C-Prüfung musste ein Langstreckenflug von bestimmter Dauer nachgewiesen werden.

In der Flieger-HJ gefiel es mir ausgesprochen gut. Wir waren eine relativ kleine Gruppe, verstanden uns ausgezeichnet und unterlagen keinerlei Drill; das lag an unseren Gefolgschaftsführern, die sich durchweg mehr für den Segelflug interessierten als für Exerzierdienst. Lediglich bei besonderen Ereignissen (1. Mai, Hitlers Geburtstag usw.) marschierten wir mit allen HJ-Einheiten zusammen durch Troisdorf. In diesem Zusammenhang muss ich von einer Episode, bei der ich eine Hauptrolle spielte, berichten. Unser damaliger Stammführer war Angestellter bei der Dynamit AG. Er war Chemiker, leitete ein Labor und tat als HJ-Stammführer wohl was für seine Karriere. Ein Freund und Klassenkamerad absolvierte bei ihm das erste Lehrjahr seiner Ausbildung zum Chemielaboranten. Er war voll des Lobes über seinen Chef. Ich lernte ihn von seiner anderen, eher unfreundlichen Seite her kennen, als zur

Feier von „Führers“ Geburtstag „Antreten“ der gesamten Troisdorfer HJ befohlen war. Er, Dr. ... in der Uniform eines höheren HJ-Führers, trug schwarze Reithose, braunes, elegant geschnittenes Jackett mit HJ-Armbinde, Braunhemd mit schwarzem Schlips und Schirmmütze mit Hoheitsadler. Ich nehme an, er hatte Beziehungen zur hohen HJ-Führung, denn sein Äußeres wich von der normalen Uniform der HJ, wie sie auch von Stamm- oder Oberstammführers getragen wurde, ab.

Ob mich an diesem Tag der Teufel geritten hat, weiß ich nicht mehr. Wie es auch sei, ich hatte mir jedenfalls an Stelle des vorgeschriebenen Halstuchs mit braunem Lederknoten einen schwarzen Schlips umgebunden, den ich bei den Sachen meines Vaters gefunden hatte, der ihn wohl zu Traueranlässen getragen hatte. Meine restliche Uniform entsprach im Übrigen den Vorschriften der HJ, in meinem Fall natürlich der Flieger-HJ. Lediglich der schwarze Schlips wich von der Vorschrift ab. Ob es das war, was mich bei der Veranstaltung umtrieb, kann ich heute nicht mehr sagen. Wir traten also wie befohlen gefolgschaftsweise an; der Stammführer erschien und wollte es heute wohl genau nehmen. Er schritt die Front seiner Hitlerjugend wie auf dem Kasernenhof ab. Zuerst war die Stamm-HJ dann die Motor-HJ und schließlich, aber nicht zuletzt, die Flieger-HJ an der Reihe. Bisher fand er keine Einwände und schien sichtlich zufrieden mit dem zu sein, was er vorfand. Jetzt kamen wir dran. Ich stand wegen meiner Größe ziemlich vorne am Anfang des ersten Gliedes; er schaute jedem Einzelnen in die Augen, dann glitt sein Blick prüfend von oben bis unten über unsere Uniform, dann trat er zu mir und ging danach, anscheinend zufrieden, zum Nächsten, stutzte, kam zu mir zurück, lief rot an, schrie wie ein Unteroffizier auf dem Kasernenhof „Vortreten“ und riss mir vorher den Grund seines Anfalls, meinen Schlips, aus der Uniformjacke. Ich trat befehlsgemäß vor, davon überzeugt, vollkommen unschuldig zu sein; über den Schlips hatte ich keinen Gedanken verloren. Nachdem ich nun einsam vor der versammelten Mannschaft stand, legte er brüllend los. Seine Stimme überschlug sich förmlich, als es aus ihm heraus brach: „*Alle herhören!! Ein Kerl wie dieser Zivilist hat in der Hitlerjugend nichts zu suchen. Er muss ausgemerzt werden.*“ Aufgeregt und keinesfalls lässig, was ich mir gewünscht hätte, stand ich armes Würstchen ganz alleine da vorne. Was

er noch weiter schrie, verstand ich nicht mehr, ich zog mich auf meine oft erfolgreiche Verteidigungslinie zurück, dachte an das Zitat von Götz von Berlichingen und ließ stoisch seine Schimpfkanonade über mich ergehen. Allmählich schien er sich wieder zu beruhigen, um dann von neuem los zu brüllen, als ich zu meiner Entschuldigung einen „verlorenen“ Halstuchknoten ins Feld führte. Mit dem Spruch, ich hätte hier nichts mehr verloren und würde Weiteres noch erfahren, wurde ich nach Hause geschickt. Weniger zerknirscht als wütend über den Aufstand wegen einer armseligen, schwarzen Krawatte trottete ich nach Hause. Hitler musste ohne meine Mithilfe Geburtstag feiern. Ich weiß nicht, ob die Wut des Stammführers daher rührte, dass das Tragen von schwarzen Krawatten ein Privileg hoher Führer war, ich also gewissermaßen ein nationalsozialistisches Sakrileg begangen oder ob er am Morgen mit dem verkehrten Fuß sein Bett verlassen hatte. Er wurde, und das beruhigte mich dann doch, einige Wochen später versetzt oder einberufen. Ich habe ihn jedenfalls nicht mehr gesehen und das angedrohte „Weitere“ ist mir erspart geblieben. Ich hieß aber für längere Zeit „Schlips“ und lange noch nach dem Krieg wurde ich von Eingeweihten mit diesem Namen angeredet.

Wie ging es nun weiter bei der Flieger-HJ?

In der Regel beschäftigten wir uns während der Winterzeit mit dem Basteln von flugfähigen Segelflugmodellen. Das genaue Arbeiten mit Laubsäge, Feile, Leinwand und Leim waren die Fertigkeiten, die wir erlernten.

Die schönste Zeit aber erlebten wir in den Sommermonaten. Da verbrachten wir die Wochenenden am Segelflughang in Kaldauen. Dieses Gebiet ist heute vollkommen bebaut und nichts mehr erinnert an die damalige Zeit. Wo damals die Wellblech-Halle war, in der die Fluggleiter untergebracht waren, steht heute ein hässliches, vielgeschossiges Wohnhaus, umgeben von ebenso hässlichen 3- bis 4-geschossigen Häusern, wie sie in den 60er Jahren an vielen Stellen entstanden.

Hier machten wir unsere ersten Starts mit dem „SG38“ dem sogenannten Schulgleiter. Es handelte sich um ein einfaches, gleitfähiges Fluggerät mit relativ großen Tragflächen in mit Leinwand bespannter Rippenkonstruktion, einem gitterförmigen, auf einer stabilen Kufe ruhenden Rumpf mit dem sogenannten Höhen- und Seitenleitwerk am Ende und dem vorne angebrachten, offenen Pilotensitz. Vor dem Sitz war der Steuerknüppel

montiert. Mit ihm wurden die Querruder an den Tragflächen und das Höhenruder für Steig- und Sinkflug betätigt. Das Seitenruder reagierte durch Betätigung der beiden vor dem Pilotensitz angeordneten Fußpedale. Außerdem waren rechts und links unterhalb des Sitzes je zwei Gewichte angebracht, die abnehmbar eingeklemmt waren und zum Gewichtsausgleich des Pilotengewichtes dienten.

Bevor wir jedoch die für uns abenteuerliche Segelflugausbildung antreten durften, mussten wir eine schriftliche Freiwilligenmeldung zur Deutschen Luftwaffe unterschreiben, die jedoch nicht der Zustimmung der Eltern bedurfte. Die Wenigsten von uns hatten ihre Eltern informiert.

Weiterhin war die Bescheinigung der Flugtauglichkeit erforderlich. Sie erhielten wir nach einer ärztlichen Untersuchung, die ein Militärarzt durchführte. Er residierte im Siegburger Industrieviertel, dem sogenannten Pionierpark. Uns wurde ein gemeinsamer Termin angegeben. Wir erschienen, natürlich pünktlich wie befohlen, und hatten uns pudelnackt, ebenfalls wie befohlen, in einer Reihe auf zu stellen. Dann hieß es „Stillgestanden“ und der Arzt schritt die Reihe ab. Bei Jedem von uns blieb er stehen, forderte zum „Aaah“-Sagen auf, schaute in den Hals und ging dann zum Nächsten. Danach waren wir alle „flugtauglich“.

Für die Meisten war das Nacktsein vor anderen Personen absolut ungewohnt und mit großem Unbehagen verbunden, dies umso mehr, als Soldaten uns zuschauten und ihre Witze über uns rissen.

Etwa zwei Wochen später erhielt jeder sein Flugbuch, ausgestellt vom „Nationalsozialistischen Deutschen-Fliegerkorps“ (NSFK). In ihm war unsere Flugtauglichkeit bescheinigt. Der Rest des Buches bestand aus leeren Rubriken, in die die Daten unserer Starts einzutragen waren, die da waren: Äußere Einflüsse (Windrichtung, Windgeschwindigkeit) Art des Starts (Rutscher, Sprung Geradeausflug, Kurve) und Flugdauer.

Nun kamen wir uns bereits wie echte Flieger vor und sahen uns schon als mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete Piloten im Sitz einer Focke-Wulf 190 oder Messerschmidt 109 sitzen. Zunächst aber begannen wir, Segelflieger zu werden. Das spielte sich wie folgt ab:

Samstags fuhren wir mit unseren Rädern am frühen Nachmittag nach Kaldauen. Dort holten wir in der Regel zwei der Schulgleiter aus dem Schup-

pen. Das geschah unter Aufsicht unseres Fluglehrers mit Namen Moll. Bei ihm handelte es sich um einen für unsere Begriffe alten Mann; nach heutiger Schätzung war er damals etwa fünfzig Jahre alt. Von ihm ging die Sage, es befände sich kein einziger Knochen in seinem Leibe, der nicht schon mindestens einmal bei einem seiner vielen Flugzeugabstürze gebrochen sei.

Er bevorzugte eine kräftige, für uns ungewohnte, sehr bildhafte Ausdrucksweise, die wir zumindest an den Wochenenden in Kaldauen übernahmen. Hätte uns unser Deutschlehrer gehört, wären wir sicher von der Schule geflogen

Moll trug grundsätzlich Zivilkleidung und das ganz im Gegensatz zu sonstigen Funktionären der Partei, die selbst außer Dienst oft in ihren prachtvollen Uniformen herum stolzierten. Weil sein Name so einprägsam war, erhielt er keinen Spitznamen.

Dem Fluglehrer zur Seite stand ein ebenfalls vom NSFK bereitgestellter etwas jüngerer Fluglehrer, der im Gegensatz zu Moll die prachtvolle fliegergraue Uniform des NSFK trug. Nicht so prächtig war sein Gesichtsausdruck. Sein ständiger Versuch, seine Zahnprothese mit Hilfe seiner Zunge in die richtige Position zu bringen, war meist vergeblich, führte aber dazu, dass sich die zahlreichen Falten seines Gesichtes in fortwährender Bewegung befanden. Er fabrizierte hierdurch die wunderlichsten Grimassen, die uns erheiterten und zum Lachen brachten, ihn aber zu Zornausbrüchen veranlassten. Manchmal haben wir ihn so gereizt, dass er sein Gebiss auszog und in die Hosentasche steckte. Er erreichte damit natürlich das Gegenteil dessen, was er beabsichtigte. Zum Problem seiner schlecht passenden Prothesen kam, dass er sich des Dialektes seiner Heimat bediente, die wohl im tiefsten Schwarzwald lag und schwäbischer nicht sein konnte. Diese Tatsache in Kombination mit seinem Versuch, ohne Gebiss Befehle zu geben, waren von viel Feuchtigkeit begleitet; wir mussten dann gehörigen Abstand zu ihm halten oder in Deckung gehen, wenn der erforderliche Abstand nicht erreicht werden konnte. Außerdem zischten seine Worte in seiner reinsten Muttersprache, piffen grell, wenn er aufgeregt vor Zorn war, aus seinem Mund und machten alles noch schlimmer, legten wir es doch darauf an, mal wieder eine Sondervorstellung zu genießen. Im Großen und Ganzen war er ein lieber Kerl und sah uns unsere Unverschämtheiten immer wieder nach. Sein ständiger Ausspruch „i kimm

zu die Lastensegler“ war sein Markenzeichen und verhalf ihm zu seinem Spitznamen „Lastensegler-Graf“.

Moll als verantwortlicher Fluglehrer stellte zu Beginn des Wochenendbetriebes durch einen Probestart die Funktionsfähigkeit des Gleiters fest, und dann kamen wir an die Reihe, einer nach dem Anderen.

Das ging so vor sich:

Der Flugschüler meldete sich beim Fluglehrer zum Start, setzte sich auf den Sitz und bekam einen ledernen Schutzhelm aufgesetzt. Dann wurde der Sicherheitsgurt von einem Kameraden angelegt. Moll hielt den Gleiter mit der Hand an der rechten Tragfläche in waagerechter Lage. Die Haltemannschaft, bestehend aus vier Mann, saß in einer Vertiefung am hinteren Ende des Gleiters und hielt ihn, die Füße fest ins Erdreich gestemmt, in seiner Halteposition fest.

Die Seilmannschaft, in der Regel bestehend aus zweimal fünf oder sechs Mann, zog das dicke, zweiteilige Gummiseil, das vorne an einem Haken des Gleiters eingeklinkt wurde, aus und erzeugten somit die Kraft, die nötig war, den Gleiter in die Luft zu katapultieren. Der Fluglehrer gab nun das Kommando „Ausziehen“. Die Seilmannschaft begann, zunächst marschierend, das Gummiseil straff zu ziehen. Nach dem Kommando „Laufen“ trabte die Mannschaft los und gab dem Seil die Spannung, die der Fluglehrer für ausreichend hielt, um den Start durch das Kommando „Los“ zu vollziehen. Nun ließ die Haltemannschaft das Halteseil los und der Gleiter wurde durch die Kraft des stramm ausgezogenen Gummiseils in die Luft katapultiert. Je später das Kommando „Los“ erfolgte, desto stärker wurden die Gummiseile gespannt; damit konnte der Fluglehrer die Dauer des Gleitfluges beeinflussen.

Unsere ersten Starts waren „Rutscher“, bei denen der Gleiter nur etwa 50 Meter mit der Kufe über den Boden rutschte; hierbei lernte der Flugschüler die Tagflächen mittels Querruder in stabiler horizontaler Lage zu halten. War dies gemeistert, kam man zu den „Sprüngen“, bei denen man bereits 50 oder 60 m weit vom Boden abhob, und wenn das ohne Fehler ablief, wurden die „Flüge“ absolviert, die mit zunehmender Startzahl länger und länger dauerten.

Nach der Landung am Hang-Ende transportierte die jeweilige Seilmannschaft den Gleiter wieder hoch zum Startpunkt. Hierzu wurde er mit der Kufe auf ein kleines, zweirädriges Transportwä-

gelchen, „Kuli“ genannt, gesetzt und mit vereinten Kräften den Hang hinauf geschafft.

Bei meinem ersten Start meldete ich mich mit zitteriger Stimme und mächtig viel Angst ordnungsgemäß beim Fluglehrer mit den Worten „Flugschüler Störmer meldet sich zum ersten Start“. Als es hieß „Fertigmachen zum Start“ setzte ich mich auf den hölzernen Sitz, wurde angeschnallt, legte die linke Hand an die Sitzkante, ergriff mit der Rechten den Steuerknüppel und erwartete die Kommandos des Fluglehrers. Ich hielt den Mund vor lauter Aufregung etwas offen; dies veranlasste ihn zu der Bemerkung: „Schnauze zu, Scheiße wird kalt“. Ich gehorchte aufs Wort und nach seinen Befehlen: „Ausziehen ..., Laufen..., Los“ vollzog sich mein erster Start.

Es mögen vielleicht 50 m gewesen sein, die ich über den Boden rutschte, ehe der Gleiter stand und sich sanft auf die Seite legte.. Es war geschafft. Ich hatte nicht nur meine Aufgabe, den Gleiter mittels Querruder in horizontaler Lage zu halten, erfüllt, sondern auch meine Angst überwunden, und das hatte nichts mehr mit Zackigkeit zu tun. Der Ausspruch des Fluglehrers „in Ordnung“, und sein Lächeln, als ich mit „Flugschüler Störmer meldet sich vom Start zurück“ bei ihm meldete, bewiesen mir, dass er sehr wohl wusste, wie einem beim ersten Start zu Mute war.

Nicht jedes Wochenende bekam man einen Start, obwohl wir bis zum Sonntagabend am Hang waren. Wir schliefen in einer baufälligen Baracke, frühstückten und aßen zu Mittag in einem nahe gelegenen Gasthaus, das bei uns zum „Duude Jüdd“ hieß und wo es ein likörähnliches Getränk gab, dem wir reichlich zusprachen. Es hieß „Pfefferminzlikör, enthielt keinen Alkohol und war unwahrscheinlich süß und giftig grün gefärbt.

An manchen Wochenenden tauchten am Hang oft Herren mit Anrecht auf einen Start auf, die wir nicht liebten, nahmen sie uns doch Starts weg und beteiligten sich weder an der Arbeit der Seil- oder Halte-Mannschaft, noch halfen sie bei dem Rücktransport des Gleiters zum Startpunkt. Bei einigen von ihnen handelte es sich um promovierte Chemiker der Dynamit-Werke in Troisdorf, die uns besonders arrogant erschienen und Gegenstand unseres ausgeprägten Hasses waren. Sie waren alle Mitglied im NSFK. An einem schönen Samstag-Nachmittag tauchte wieder einmal einer davon auf, um auf Kosten unsere Mühen einen Start nach dem anderen zu produzieren. Er saß startklar auf seinem Sitz, und wir

waren startklar für ein Attentat. Der Fluglehrer hielt wie gewohnt die rechte Tragfläche hoch, die Seilmannschaft, schon in höchster Stärke, hatte sich unauffällig um zwei Mann verstärkt und der Fluglehrer, es war wie meistens Moll, begann mit seinen Kommandos: „Ausziehen, Laufen, Los.“ Die Haltemannschaft ließ nicht los, die Seilmannschaft zog weiter, Moll rief abermals „Los“, aber die Haltemannschaft hielt den Gleiter mit zusammengebissenen Zähnen zurück, die Seilmannschaft zog immer weiter und Moll schrie, sichtlich aufgeregt, aber vergeblich „Los“. Der Pilot, nicht minder aufgeregt, schrie mit „Los, Los“ und endlich kam die Haltemannschaft, weil sie nicht mehr halten konnte, dem Befehl nach. Der Gleiter schoss durch die Gewalt der bis aufs Äußerste gespannten Gummistränge angetrieben los. Der Anfangsruck, als die Maschine von Null auf hohe Geschwindigkeit beschleunigte, ließ den mittlerweile verängstigten Piloten den Steuerknüppel ziehen, er begab sich auf Steigflug, daraufhin drückte er den Knüppel, begab sich damit auf den Weg nach unten, korrigierte abermals und produzierte somit einen, wie wir es nannten, heftigen „Tauchsieder“, überflog knapp die unten verlaufende Hochspannungsleitung und landete, äußerst hart zwar aber unbeschädigt kurz vor der in den Ort führenden Landstraße.

Wir hatten zunächst schadenfroh, dann aber besorgt dem Start zugesehen. Bevor wir uns auf den Weg nach unten machten, um die Maschine wieder nach oben zu holen, wurden wir von Moll zusammen gestaucht: Er hielt uns unter Androhung aller möglichen Strafen eine Predigt, die Schimpfworte in einer Zahl und Art enthielt, wie wir sie in unserem Leben noch nie gehört hatten. Zum Schluss grinste er, sprach ein Startverbot für uns alle bis zum Freitag der nächsten Woche aus und scheuchte uns nach unten. Der Pilot hatte mittlerweile seinen Sicherheitsgurt gelöst und sich auf den Wege nach oben begeben. Er ging wortlos an uns vorbei, und wir sahen ihn niemals wieder.

Der Frühling des Jahres 1944 ging langsam vorüber, der Sommer begann, und wir hatten uns an die ständigen Sätze des Wehrmachtsberichtes gewöhnt, wonach die Front zwecks Begrädigung zurück genommen worden war.

Begonnen hatte dies besonders deutlich im harten Winter des Jahres 1943 nach der verlorenen Schlacht von Stalingrad. Weiterhin war der Afrika-Feldzug unter General Rommel verloren gegangen und die bei Siegen üblichen, von Fan-

faren eingeleiteten Sondermeldungen im Radio waren verstummt. Die Russland-Front wurde fast wöchentlich zurück genommen. Mittlerweile waren die Alliierten in Nordfrankreich erfolgreich gelandet. Fast täglich drangen schwere amerikanische Bomberverbände in den deutschen Luftraum und bombardierten mit großem Erfolg Rüstungswerke. Die Nächte verliefen ähnlich. Nun waren es englische Bomber vom Typ Lancaster und Halifax, die sich fast unbehelligt im deutschen Luftraum bewegten und ihre tödliche Last unbarmherzig auf deutsche Städte abluden. Der Widerstand der Luftwaffe führte nur vereinzelt zu nennenswerten Erfolgen. Wir verbrachten fast jede Nacht Stunden im Luftschutz-Keller. Es wurde zur Routine. Wir waren mittlerweile abgestumpft und hielten alles für ganz normal. Ein Witz ging um, wonach ein altes Mütterchen Besorgnis äußerte, als es eines Nachts keinen Alarm gegeben hatte und sie ihrer Befürchtung mit den Worten „den Jungen wird doch wohl nichts passiert sein“ Ausdruck verlieh. Mit den Jungen waren die Besatzungen der feindlichen Bombenflugzeuge gemeint.

Aus dem Frühling wurde Sommer und die Schulferien begannen mit der üblichen Verabschiedung durch den Direktor der „Staatlichen Oberschule für Jungen“ in Siegburg. Bei dem Direktor handelte es sich um einen kleinen, dicken Herrn, der in der braunen Uniform eines „Politischen Leiters“ wahrhaftig nicht dem Bild entsprach, das der Partei-Ideologe Alfred Rosenberg vom germanischen Menschen entworfen hatte. Während die Hakenkreuzfahne gehisst wurde und ein verdienter Schüler einen germanischen Spruch rezitierte, legte der Direktor die Hände an die Hosennaht, zwischen Zeige- und Mittelfinger einen Zigarrenstummel haltend, stand stramm, hob, während die Fahne gehisst wurde den ausgestreckten Arm zum Hitlergruß und machte sich zur Karikatur. Es sollten die letzten Ferien des Krieges sein. Wir betraten die Schule erst im Oktober des Jahres 1945 wieder. Sie hatte den Krieg fast unversehrt überstanden.

Mit Beginn der Ferien hatten meine Mutter und ich die Gelegenheit, einige Tage auf einer Berghütte im bayrischen Lenggries zu verbringen. Die schönen Tage wurden jäh durch das Attentat auf Hitler unterbrochen. Dieses Ereignis veranlasste meine Mutter und mich, schnellstmöglich wieder nach Hause zu fahren. Die Fahrt war recht abenteuerlich, fand sie doch zu einer Zeit statt, in der

die Luftangriffe auf Deutschland immer weiter zunehmen.

Segelflug in der Eifel

Mittlerweile hatten ja die alliierten Truppen auch Mitteleuropa betreten. Sie waren in der Normandie gelandet und zwar genau an der Stelle, wo der GRÖFAZ, gemeint ist der Führer, der sich gerne als „Größter Feldherr aller Zeiten“ feiern ließ, sie nicht erwartet hatte. Die Amerikaner und Briten waren mit dem Besten ausgestattet, was ihre Industrie an Waffen liefern konnte. Das galt auch für die Quantität. So war dann auch der Widerstand, den die deutschen Truppen leisteten, wenig erfolgreich. Der mit vielem Trara eingerichtete Atlantikwall erwies sich als Papierwall.

Selbst uns wurde dies klar. Wir brauchten nur die Zahl der täglich einfliegenden Bomberverbände und der sie begleitenden Jagdbomber dem Minimum deutscher Jagdflugzeuge gegenüber zu stellen, um zu wissen, dass nur ein Wunder eine Wende hätte herbeiführen können.

Im Übrigen verlief der Alltag, als sei nichts geschehen; hatten wir uns doch an Luftschutzkeller, schlechte Ernährung und schlechte Nachrichten gewöhnt. So war es auch eine fast erfreuliche Überraschung, als ein Klassenfreund und ich die Einberufung zu einem Segelfluglehrgang in der Eifel erhielten. Wir freuten uns über die zu erwartende Abwechslung. Unsere Mütter waren weniger begeistert.

Mit Marschbefehl und Fahrkarten ausgestattet, machten wir uns an einem schönen Augusttag auf den Weg. Die Fahrt mit der Eisenbahn führte von Bonn aus über Euskirchen in Richtung Trier. In Dockweiler-Dreis, einem kleinen Eifeldorf, mussten wir aussteigen, um nach einem Fußmarsch von etwa 3 km unser Ziel, das Dörfchen Brück, zu erreichen. Es war wirklich ein Dörfchen, das aus vielleicht 20 Häusern bestand, eine kleine, einklassige Schule besaß, in der, wie wir später erfuhren, die Kinder vom ersten bis zum achten Schuljahr unterrichtet wurden. Zur Zeit stand sie leer, denn es herrschten Sommerferien; sie war umfunktioniert zum „Hauptquartier“ des Segelflug-Kursus und zur Küche, die der Lehrerin unterstand und die dafür sorgte, dass 15-jährige Burschen ausreichend beköstigt wurden; wir waren etwa 25 an der Zahl und stets hungrig. Die Köchin hatte eine riesige Aufgabe zu bewältigen.

Die meisten Teilnehmer, HJ-Jungen wie wir, trieben sich in der Nähe der Schule herum. Nur die Hauptperson, den Fluglehrer, bei dem wir uns zu melden hatten, fanden wir nicht. Unsere diesbezügliche Frage wurde mit Achselzucken und einem eigenartigen Lächeln beantwortet, bis das laute Quietschen einer Tür unsere Blicke auf einen nahe gelegenen Misthaufen lenkte. Genau in der Mitte des nach Landwirtschaft riechenden Haufens stand ein Holzhäuschen mit einem in die Tür geschnittenen Herzen. Breite, dicke Holzplanken waren zwischen dem steinernen Treppenaufgang zum Schulgebäude und dem Häuschen so verlegt, dass man es „trockenen“ Fußes erreichen konnte. Gebannt starrten wir auf die sich langsam öffnende Tür und heraus trat die krumme Gestalt eines Mannes, den wir nach genauem Hinsehen schnell erkannten. Es war unverkennbar Moll. Er schob sich die Hosenträger auf die Schultern, kam balancierend über den Brettergang auf uns zu, schnauzte uns an, wir kämen reichlich spät und befahl: „Mitkommen.“

Im Klassenzimmer, in das wir ihm folgten, waren die Schulbänke und das Lehrerpult, eilig wohl, an einer Längswand des Raumes aufgetürmt. Stattdessen hatte man zwei lange Tischreihen mit Holzbänken, wohl für uns gedacht, aufgestellt und nahe der Tür stand ein Schreibtisch mit einem hölzernen Lehnstuhl, in den sich Moll mit lautem Ächzen warf, wortlos die Hand ausstreckte und unsere Marschbefehle und Flugbücher an sich nahm. Er schaute kurz hinein, grinste in seiner uns wohlbekannten Art und meinte „Euch Arschlöcher kenne ich doch“. Wir waren zu Hause. Nachdem die Papiere in einer Zigarrenkiste neben einer größeren Zahl weiterer Flugbücher verschwunden waren, klärte Moll uns auf, wie er sich den Betrieb vorstellte, das heißt, dass der Tageslauf genauso ab zu laufen hatte.

„Unterkunft oben auf dem Berg“, der hinter dem Dorf aufragte und dessen Kuppe vollkommen kahl war. Ein Wellblech-Hangar und eine längliche Holzbarracke, wohl unsere Unterkunft, waren deutlich zu erkennen“. „Aufstehen um 6.00 in der Früh, 6:30, Waschen im Dorfbach, 6:45 bis 7:15 Frühstück in der Schule, 7:45 Antreten am Hangar und Beginn des Flugbetriebes“, so lauteten seine Anweisungen Die übrigen Kameraden wüssten bereits Bescheid, wir seien die Letzten und er würde im Dorf schlafen. Um 19:00 Uhr wäre Ausgabe des Abendessens und dann sollten wir schnell nach oben verschwinden.

Wir kannten seine kurz angebundene Art und erzählten ihm von unserem Erlebnis. Es war auf der Fahrt geschehen und ist bis heute noch so in meinem Gedächtnis verankert, als sei es gestern gewesen.

Zwei Feldwebel der Feldgendarmerie hatten einen am ganzen Leibe zitternden jungen Soldaten, der bestimmt erst 17 oder 18 Jahre alt war, aus dem Zuge abgeführt. Einer der Gendarmen hatte seine Maschinenpistole im Anschlag auf den Jungen gerichtet. Wir wussten, dass Soldaten ohne Urlaubscheine und Marschbefehle als Deserteur angesehen und oft standrechtlich und ohne Gerichtsverhandlung erschossen wurden. Wir fürchteten, seine Papiere seien nicht in Ordnung und er schien bereits seine Verfehlung zugegeben zu haben. Wir ahnten, dass der Tod auf ihn wartete.

Die Feldgendarmerie war wegen ihrer Rücksichtslosigkeit, Brutalität und ihren weitreichenden Vollmachten von Soldaten aber auch Offizieren aller Wehrmachtsteile sehr gefürchtet. Sie trugen Metallschilde mit dem Hoheitsadler auf der Brust; die Schilde waren an Ketten befestigt, die über die Schultern reichten; sie wurden daher auch „Kettenhunde“ genannt. Viele im Zug sahen schweigend und betroffen zu. Auch Moll schien es zu sein. Sein Gesicht zerfloss fast und das wohl aus Kummer. Dann zog er nachdenklich an seiner Zigarre, die er sich bei unserem Bericht angesteckt hatte, stand auf, sagte „Scheiße“ und schickte uns mit „Abtreten“ nach draußen.

Wenn ich mir diese Szene heute ins Gedächtnis zurück rufe, denke ich, dass unser Bericht den Fluglehrer traurig gestimmt hat. Er war sicher kein Parteifunktionär und hat mit seiner Lebenserfahrung bestimmt schon früh erkannt, dass der Krieg seinem Ende zu ging und dass das Schicksal des jungen Soldaten so sinnlos war, wie es nur sein konnte.

Versehen mit Informationen und bepackt mit unseren Rucksäcken und Essensrationen für den Abend stiegen wir den recht steilen Weg den Berg herauf. Bereits auf halber Strecke lief uns der Schweiß in die Augen, und wir dachten mit Schrecken daran, dass wir in den nächsten 3 Wochen diesen Weg mindestens viermal am Tag hinauf oder herunter laufen mussten. Die Begeisterung die ihre Ursache in unserem Wunsch hatte, möglichst viele Starts und unsere A-Prüfung ablegen zu können, erhielt ihren Dämpfer. Als wir endlich oben ankamen, rutschte der Rest un-

serer Begeisterung endgültig auf null. Wir fanden eine verwahrloste Baracke vor. Es gab zwar genug Räume für uns alle, jeder Raum enthielt zwei doppelstöckige Betten, vier Schemel, vier Blechspinde und einen kleinen Holztisch. Auf jedem Bett lag eine Strohmatratze mit fragwürdigem, keinesfalls frischem Inhalt und mit zwei rauen Wolldecken mit einem eingewebten Hinweis, dass sie zum Besitz des NSFK gehörten. Wohnlich sah es nicht aus. Alle aus Holz gefertigten Raumwände hatten wohl vor vielen Jahren ihren letzten, einen einstmals grünen Anstrich erhalten, die Deckenplatten aus Pappe oder ähnlichem Material hatten sich teilweise von der darüber liegenden Lattenkonstruktion gelöst und verleiten zu der Annahme, sie gehörten nicht dahin, wo sie jetzt hingen. Viele der Vorbewohner hatten Grußbotschaften an die Wände gekritzelt, von denen mir eine noch in Erinnerung ist: „Brück in der Eifel, es hol dich der Teufel!“

Unsere Suche nach einem Waschraum blieb ohne Erfolg, bis uns einfiel, dass die Morgenwäsche unten am Bach statt zu finden hatte. Also: Kein Wasser!!

Aber wir mussten ja auch einmal aufs Klo. Wo war das? Nachdem es kein Wasser gab, dämmerte es uns bald, dass die Suche nach dem Klo genauso erfolglos sein würde. Aber irgendetwas musste es doch geben. Wir suchten weiter, bis plötzlich einer von uns atemlos auftauchte und unter lautem Gelächter sagte: „Ich hab’s. Kommt alle mal mit!“ Wir folgten ihm nach draußen, umrundeten die Baracke, liefen einen Pfad entlang, der sich deutlich im Boden abzeichnete und standen endlich vor zwei dicken Baustämmen, die auf niedrigen Pflöcken dicht über dem Erdreich lagen.

Wir brauchten nicht zu raten, vor was wir da standen; es war der Gestank, der uns die Bedeutung der Konstruktion erkennen ließ. Bei genauerem Hinsehen entdeckten wir hinter den Baustämmen tiefe Gruben, deren Inhalt den Gestank erklärte. Es handelte sich um einen mehrsitzigen sogenannten Freiluft-Donnerbalken, den wir schnell „Zwölfzylinder“ nannten, weil er 12 Personen Platz zur Entleerung bot. Er bot auch einen wundervollen Blick in die hügelige Eifelandschaft. Die Entdeckung bot ausreichenden Gesprächsstoff und leitete anschließend ein Frage- und Antwort-Spiel ein, durch das wir uns näher kennen lernten.

Im Großen und Ganzen wurde bald festgestellt, dass wir ein fideler Haufen von Burschen waren,

die alle Segelflieger werden wollten und die alle schon einige Starts an heimatlichen Hügeln absolviert hatten. Beim genauen Zählen stellten wir fest, dass wir eine Gruppe von 28 Burschen, alle im Alter von 15 oder 16 Jahren und alle im Gau Mittelrhein beheimatet, waren.

Wir beiden Troisdorfer zogen mit zwei Bonnern in eine Bude, packten unsere Utensilien in die Spinde, aßen unsere Essensration, bestehend aus Brot, Margarine und Schmierwurst und trafen uns anschließend in einem größeren Raum, den wir vorhin gefunden hatten und setzten uns auf die Holz-schemel, die in ausreichender Zahl herum standen. Die lebhaft Unterhaltung ließ uns die Zeit vergessen, und als die Dunkelheit hereinbrach, mussten wir auch noch feststellen, dass nicht nur Wasser, sondern auch Strom Fremdwörter für die Erbauer der Baracke gewesen sein müssen.

Nach einer Nacht mit tiefem Schlaf weckte uns am nächsten Morgen um 6:00 Uhr einer der Unsrigen. Wir packten mehr oder weniger ausgeschlafen unser Waschzeug, und dann ging es hinunter ins Tal, im Laufschrift, weil es bergab ging. Waschen und Zähne putzen am Bach und dann in die Schule, wo wir unser Frühstück einnahmen. Nachdem wir anschließend noch Drillichkleidung in Empfang genommen, anprobiert und wenn nötig getauscht hatten, trieb uns Moll wieder den Berg hinauf. Dem Befehl „im Laufschrift“ folgten wir nur einige hundert Meter, dann fielen wir in ein dezentes Schrittempo, als wir erkannten, dass Moll uns nur langsam folgen konnte; er musste einen Stock benutzen. Wir waren natürlich gespannt, als er endlich die Tür des Hangars öffnete und wir 3 Schulgleiter SG 38 vorfanden, die wir sogleich, sie standen fahrbereit auf Transportkulis, nach draußen brachten. Damit begann der Segelflugdienst, wie wir alle ihn von unseren Wochenendschulungen her kannten. Abwechselnd wurde einer von uns zum sogenannten Warndienst abgestellt. Er war mit einer von Hand zu betätigenden Sirene ausgerüstet und musste Ausschau nach amerikanischen Jagdbombern halten, die sich in letzter Zeit ungeniert und kaum gestört am Himmel herumtrieben. In den letzten Monaten wurden die amerikanischen Bomberverbände von diesen Langstreckenjägern begleitet, die nebenbei auch Angriffe auf Eisenbahnzüge oder Fahrzeugkolonnen flogen. Es bestand natürlich auch die Möglichkeit, dass die Jägerpiloten un-

sere Segelflugzeuge entdecken und angreifen würden. Um dem zu entgehen, hatte Moll überlegt, dass Tarnung ein probates Mittel sei: Hätte also unser Aufpasser Alarm gegeben, hätten wir schnell unser Drillichzeug ausgezogen und damit die mit weißer, weithin leuchtender Leinwand bezogenen Tragflächen unserer Gleiter abgedeckt. Der Fall ist niemals eingetreten. Wir hatten das Jagdfieber der Ami-Piloten sicherlich überschätzt, und nachdem eine im Tiefflug über uns hinwegbrausende deutsche Messerschmidt Me 108 plötzlich ebenfalls Alarm ausgelöst hatte, ließ Moll von seinem Vorhaben ab und verzichtete auf den Aufpasser. Wir erkannten, dass wir gar nicht schnell genug hätten reagieren können, wäre ein Angriff erfolgt.

Wir alle ahnten, dass aus uns keine Jagdflugzeugpiloten mehr werden würden. Aber der Segelflug machte uns ungeheuren Spaß und wir hätten den Krieg sicher vergessen, wären nicht fast täglich Bomberverbände über uns hinweg gezogen. Bei schönem Wetter konnten wir die in großer Höhe fliegenden und wie Silber glänzenden viermotorigen Bomber erkennen. Sie flogen beim Hinflug in eng geordneten Verbänden, begleitet von ihren Langstreckenjägern und unbehelligt von deutschen Jägern, ihres Weges. Wir alle machten uns sicher die gleichen Gedanken, die da lauteten, dass Wunder geschehen müssten, um den Krieg noch zu gewinnen. Im Übrigen gingen wir jedoch nach wie vor und begeistert unserem Segelflugsport nach. Am Ende stand in unseren Flugbüchern, dass wir erfolgreich waren: Alle hatten die vorgeschriebene Zahl von Starts und den erfolgreichen Prüfungsflug hinter uns gebracht und alle konnten wir die Segelflugschwalben, die uns Moll aushändigte, an unsere Uniformen nähen, was wir dann natürlich auch voller Stolz taten. Nach dem Erreichen der A-Prüfung gab es die obligatorischen Schläge auf den Hintern, die vom Fluglehrer eingeleitet und von allen Lehrgangsteilnehmern mit je einem Schlag fortgesetzt wurden.

Schöne drei Wochen gingen zu Ende und wir trennten uns mit Handschlag und Tschüss so, wie wir uns drei Wochen zuvor zusammen getan hatten: Wieder gesehen habe ich niemanden aus dieser Gruppe, natürlich ausgenommen meinen Klassenkameraden aus Troisdorf. Er und ich trabten zurück nach Dockweiler-Dreis, bestiegen den Zug und landeten wieder wohlbehalten in Troisdorf. Unsere Ahnung, dass wir gerade Abschied

vom Segelflug genommen hatten, bewahrheitete sich. Niemals mehr habe ich auf dem Pilotensitz eines Segelflugzeuges gesessen.

Die alliierten Truppen drangen immer weiter durch Frankreich in Richtung deutscher Grenze vor. Gleiches geschah an der Ostfront, wo sich die russischen Truppen mit Riesenschritten auf Deutschland zu bewegten.

Die Stimmung in der Bevölkerung verdüsterte sich immer mehr.

Die Bombenangriffe nahmen weiter zu und die Sorge um unsere Zukunft wuchs mit. Inzwischen machten hinter der Hand geflüsterte Befürchtungen die Runde, die Russen seien vor den Engländern und Amerikanern am Rhein. Die Propaganda sprach von asiatischen Bestien, von Vergewaltigungen, von Mord, Totschlag und Gräueltaten und Berichte von Flüchtlingen gaben ihr Recht.

Am Westwall

1944, Ende August, endeten die Schulferien zwar, die Schulen blieben aber geschlossen. An den ersten Tagen des Septembers erhielten die Hitlerjungen der Jahrgänge 1928 und 1929 die Einberufung zum Schanzdienst am „Westwall“.

So standen, ich glaube es war am 9. September, hunderte Hitlerjungen, aber auch zahlreiche BDM-Mädchen des damaligen Siegburgkreises mit „Marschgepäck“ das heißt mit Rucksack oder auch mit Koffer auf dem Markt in Siegburg. Der Kreisleiter erschien, begleitet vom HJ-Gebietsführer und einigen um beide herum wieselnden SA-Führern, um uns zu verabschieden.

Bei den „Politischen Leitern“, deren Uniform der Kreisleiter trug, handelte es sich um eine gehobene Kaste innerhalb der Parteihierarchie. Höher angesiedelt als die SA, rekrutierten sie sich häufig aus dem Kreis von Akademikern, Lehrern, Richtern usw. Dementsprechend fielen auch ihre Uniformen aus: Sie waren fast elegant, wäre da nicht die senfgelbe Farbe gewesen, die zwar von dem dunkleren Braun der SA abwich, aber im Volksmund kackgelb genannt wurde.

An Stelle der von den SA getragenen Reithosen und Stiefeln trugen sie lange schwarze Tuchhosen, wirkten dadurch zwar weniger martialisch, hatten dafür aber einen unheilvolleren Einfluss als die meist ordinäreren Schlägertypen der SA.

Der so gekleidete Kreisleiter verabschiedete uns mit den üblichen Durchhalteparolen, die wir auch täglich im Radio und in den Wehrmachtsberichten hörten. Unter anderem war davon die Rede, dass mit unserer Hilfe der Feind durch die Vergeltungswaffen „V1“ und „V2“ zerschmettert würden. Anschließend zogen wir, von der Rede wenig beeindruckt, aber voller Spannung, was uns erwartete, zum Bahnhof, wo ein Sonderzug bereit stand. Wir stiegen ein, freuten uns auf die Verlängerung der Schulferien und erwarteten Abenteuer.

Der Zug brachte uns über Köln in Richtung Aachen. Er endete in Kohlscheid und damit endete gleichzeitig auch die wohlgeordnete Organisation der Reichsbahn, deren Funktion wir, zur Verzweiflung des Begleitpersonals, durch mehrmaliges Betätigen der Notbremse überprüft hatten.

In Kohlscheid, es war mittlerweile dunkel, begann das Chaos. SA-Männer verschiedener Chargen stritten sich, in welche Richtung wir zu marschieren hätten. Der anscheinend Ranghöchste setzte sich mit seiner Meinung durch, und wir stolperten in mehr oder weniger geordneter Kolonne über die nachtdunkle Straße, wurden nach etwa zwei Kilometern angehalten, machten kehrt, stolperten den gleichen Weg wieder zurück und begegneten weiteren Kolonnen, die sich uns angeschlossen und das Durcheinander perfekt machten.

Nach manchem Hin und Her landeten wir schließlich in einer Schule, wo wir die Nacht verbrachten. Ich schlief mit einigen anderen auf der Treppe und war wie gerädert, als wir am nächsten Morgen durch lautes Gebrüll geweckt und zum Antreten auf dem Schulhof befohlen wurden. Wieder trieben sich offensichtlich inkompetente SA-Männer herum und niemand schien in der Lage zu sein, für Ordnung sorgen zu können. Uns war mittlerweile die Abenteuerlust vergangen, wir waren hungrig, nicht ausgeschlafen und dementsprechend unlustig, mürrisch und äußerst störrisch.

Schließlich tauchten einige Feldwebel der Wehrmacht auf. Sie waren alle hochdekoriert mit EK1, Panzerabschuss-Orden, Deutschem Kreuz in Gold und so weiter; gemeinsam trugen sie alle das Verwundeten-Abzeichen in Gold. Wir wussten damit, dass die Folgen Ihrer Verwundungen sie nicht mehr fähig für den Fronteinsatz machten. Wir alle kannten ihre Auszeichnungen und

sie konnten unserer Bewunderung und Hochachtung sicher sein.

Auch unserer Gruppe aus Troisdorf näherte sich einer der Feldwebel, stellte sich mit seinem Namen vor – ich habe ihn vergessen – und meinte, wir würden gut miteinander auskommen, wenn wir uns jetzt zusammenreißen, den Schulhof verlassen und mit ihm bis Horbach marschieren würden, wo es auch Frühstück gäbe.

Das vorherige sinnlose Geschrei der SA-Männer war vergessen. Endlich war jemand da, der scheinbar wusste, wo es lang ging. Die SA-Männer verschwanden; wir folgten unserem Feldwebel und erreichten nach einigen Kilometern Horbach, ein Dorf dicht an der holländischen Grenze in der Nähe von Kerkrade. Dort fanden wir Platz auf dem großen Dachboden über dem Kuhstall eines großen Bauernhofes und legten unsere Siebensachen auf dem mit trockenen Rapsschoten und Stroh bedeckten Boden ab. Das versprochene Frühstück gab es auch bald.

Hier begann unser Schanzdienst am Westwall, der, wie der Kreisleiter auf dem Siegburger Marktplatz verkündet hatte, die wichtige Voraussetzung für den Einsatz der Vergeltungswaffe sei und zum Endsieg führen würde. Wir wussten bald, dass er einen Vogel hatte, nicht nur auf dem Uniform-Ärmel.

Durch den Einsatz lernten wir alle möglichen Arten von Schanzarbeiten kennen. Wir bauten Panzergräben, hoben Schützengräben aus, erstellten nach den Angaben unseres Feldwebels Maschinengewehr-Stellungen, wobei wir keine der begonnenen Arbeiten jemals fertig gestellt haben, weil der Amerikaner schneller vormarschierte, als wir schanzen konnten.

Unser erster Einsatz fand ganz in der Nähe von Horbach statt. Wir halfen mit vielen anderen, teilweise auch mit ausländischen „Fremdarbeitern“ beim Ausheben eines Panzergrabens. Hierbei handelte es sich um einen Erdaushub mit einer Tiefe von etwa 3 Metern und einer Breite von 6–7 Metern. Der Graben wurde unmittelbar vor einer sogenannten „Höckerlinie“ also feindwärts angelegt. Diese Linie war kurz vor dem Krieg als Teil des sogenannten Westwalls erbaut worden. Es handelte sich um unterirdisch miteinander verbundene, pyramidenförmige Betonhöcker unterschiedlicher Höhe mit einem Grundriss von etwa 1 x 1 m an der Basis. Diese Höckerlinie wurde von einer Straße unterbrochen, in der auf einer Länge von etwa 10 Metern die Asphaltdecke unterbro-

chen war. An dieser Stelle bestand die Straße aus einem dicken, schätzungsweise 1 m starken Betonstreifen, in den mit Stahlplatten abgedeckte Öffnungen eingelassen waren. Diese Öffnungen sollten im Falle eines feindlichen Panzerangriffes massive Stahlträger aufnehmen, die im Winkel von etwa 45° aufgestellt ein Durchkommen von Fahrzeugen jeder Art, auch Panzern, verhindern sollten. Außerdem lag etwa 500 m zurück, dicht neben der Straße ein Geschützbunker, der zur Unterstützung der Abwehrmaßnahmen dienen sollte. Das Alles wurde glaubhaft von zurückgebliebenen Dorfbewohnern erzählt. Erzählt wurde aber auch, dass die Stahlträger und das Bunkergeschütz zum Bau des sogenannten „Atlantikwalls“ in Frankreich verwendet worden waren. Wir haben den Bunker besichtigt; die rückwärtig gelegene Stahltür stand offen, und der Bunker war gähnend leer. Selbst uns war klar, dass die Maßnahmen, bei denen wir mithalfen, für die Katz waren.

Nun, wir machten uns unsere Gedanken, aber im Übrigen bauten wir mit an Dingen, die genauso unsinnig waren, aber wir lernten dabei den Westen des Rheinlandes kennen: die Stadt Jülich an der Rur (Roer) mit ihrer Zitadelle, Krauthausen bei Düren mit den Papierfabriken, Kirchherten-Grottenherten im Zuckerrüben-Gebiet und zuletzt Horrem.

Nachdem wir lediglich am Vormittag bis etwa 14 Uhr Schanzdienst hatten, blieb uns der Nachmittag, den wir dazu nutzten, unsere Kleidung in Ordnung zu bringen, aber auch, um Sport oder irgend einen Unsinn zu treiben.

Die Aktivitäten der amerikanischen Jagdbomber nahmen immer mehr zu. Oft flogen sie im Tiefstflug über uns weg und versetzten uns in Angst und Schrecken. Das veranlasste uns, morgens zuerst mit äußerster Energie mit dem Ausheben von Gräben zu beginnen, damit wir bei Tiefflieger-tätigkeit fix in Deckung gehen konnten. Hatten wir tief genug gegraben, ließen wir uns Zeit.

Eine Zeit lang schanzten wir zusammen mit einer Gruppe von Schülern einer NAPOLA (National-Politische Erziehungs-Anstalt), denen wir mit Misstrauen begegneten und die uns anfangs mit Geringschätzung betrachteten, kamen sie doch aus einer der vielen „Eliteschulen“, die es in Deutschland gab. Innerhalb einer Woche hatte sich jedoch die gegenseitige Voreingenommenheit gegeben, einerseits, weil wir unter gleichen Umständen lebten, und weil wir feststellten, dass

Misstrauen und Geringschätzung grundlos waren. Einer aus dieser Gruppe konnte fabelhaft die Stimme des damaligen Propaganda-Ministers Josef Goebbels imitieren. Er schritt dann auf dem Weg zur Schanzstelle neben der Kolonne her, humpelte dabei wie Goebbels und gab Sprüche von sich wie: *„Und wiederum ist es uns gelungen, einen Eimer Kunsthonig an die Front zu schmuggeln“* oder *„Unseren deutschen Wissenschaftlern ist es gelungen, die Schwangerschaft von neun auf einen Monat zu verringern; wenn unsere Kinder dann auch klein sind wie Ameisen, sie werden kämpfen wie die Löwen“*.

Das Gelächter war stets riesig, aber auch das Erstaunen in unserer Gruppe, hätten wir doch niemals vermutet, dass es solche Sprüche auf einer NAPOLA gab. Angst vor Denunzierung schienen sie nicht zu haben. Die Abwesenheit ihrer Erzieher von der NAPOLA tat ihnen offensichtlich gut. Einige Ereignisse, bleiben mir unvergessen:

Eines Nachmittags, wir hatten unser Quartier in Krauthausen bei Düren, hörten wir wieder einmal einen Bomberverband. Er flog diesmal aber wesentlich niedriger als üblich. Das Wetter war trüb und der Flugzeugverband, es handelte sich schätzungsweise um 20 bis 30 Maschinen, war deutlich gegen den grauen Himmel zu erkennen. Er flog in Richtung Düren, lud aber schon vor Erreichen der Stadt seine Bomben ab. Wir konnten sie deutlich erkennen, wie sie, aussehend wie dicke Sandkörner nach unten fielen. Die ganze Aktion lief wie einexerziert ab. Der Verband flog wohl geordnet. Deutsche Jagdflieger waren nicht zu sehen. Die Geschosse der leichten Flak reichten nicht bis zur Flughöhe der Maschinen. Wir machten uns auf den Weg zur Abwurfstelle; es handelte sich um das Reichsbahn-Ausbesserungswerk. Es war vollständig zerstört, und wir schätzten, dass niemand von der Belegschaft noch leben würde. Auf dem Rückweg nach Krauthausen wurde wieder einmal heftig die Frage diskutiert, wieso ein Bomberverband am hellen Tag, in niedriger Höhe und ungestört seine Bombenlast abwerfen konnte.

Unsere letzte Station im Jahre 1944 war Kerpen, die Geburtsstadt von Adolf Kolping. Quartier fanden wir in einem kleinen Einfamilienhaus aus dem vorigen Jahrhundert. Man hatte es uns zugewiesen. Die Bewohner waren wohl evakuiert worden, hatten ihren Hausrat aber zurück lassen müssen. Endlich konnten wir mal wieder in einem richtigen Bett schlafen. Wir schanzten in Horrem auf der Krone eines Bahndamms und hoben dort

nach Angaben unseres Feldwebels, der uns von Anfang an betreut hatte, Maschinengewehr-Stände aus; es war ein schwieriges Unterfangen, denn der Damm war aufgeschüttet und bestand zum großen Teil aus Schotter. Wir mühten uns sehr, waren jedoch kaum in der Lage, die erwünschte Tiefe, die uns etwas Schutz vor eventuell angreifenden Tieffliegern schützen könnte, zu erreichen. Eine besondere Aufregung, verbunden mit großer Freude, erlebten mein Jugendfreund und ich. Wir hatten uns schon zu Anfang unseres Einsatzes zusammen getan. Auf unserem morgendlichen Marsch von Kerpen nach Horrem begegnete uns eine Panzerkolonne. Auf einem der Panzer saßen auf dem Rand der offenen Luke zwei Frauen, die wir nach genauerem Hinsehen als unsere Mütter erkannten. Wir ließen uns beurlauben, rannten zurück und fanden beide vor der Leitstelle der Ortskommandantur der Wehrmacht, wo sie sich offensichtlich nach uns erkundigt hatten. Wir fielen uns in die Arme und suchten dann unser Quartier auf. Nachdem beide die Hände ob der Verwahrlosung ihrer Söhne über dem Kopf zusammen geschlagen hatten und wir sie nur mit Mühe von einem Hausputz abhalten konnten, erzählten sie die abenteuerliche Geschichte ihrer Fahrt. Sie hatten bei dem Stammführer der Hitlerjugend in Troisdorf, es war ein Freund von uns, erfahren, wo wir uns zurzeit aufhielten. Es sei angemerkt, dass wir leider keine Gelegenheit erhielten, war es nun gewollt oder gesteuert, Post nach Hause schicken zu können. Lediglich Kameraden, die aus Krankheitsgründen nach Hause geschickt wurden, sorgten dafür, dass man dort zumindest erfuhr, dass wir noch alle lebten.

Beide Mütter hatten sich am Tage zuvor auf den Weg nach Kerpen gemacht. Sie kamen bereits in Köln nicht weiter, da es keine Zugverbindung mehr nach Kerpen gab, verbrachten die Nacht im Luftschutzbunker in Bahnhofsnähe. Am anderen Morgen erwischten sie den Fahrer eines Wehrmachts-LKW, der sie ein Stück des Weges mitnahm. Dann fanden sie nach längerem Suchen bei einem Kommandanten einer Panzer-Kolonnie Gehör, der sie mitnahm. Die einzige Möglichkeit, die Mütter sicher unter zu bringen, hatten die Panzerfahrer darin gesehen, sie auf den Panzerturm zu setzen, wo sie ihre Beine im Innern unterbringen konnten.

Vieles hatten wir zu erzählen, und es gelang uns, sie davon zu überzeugen, dass wir auf uns aufpassen würden. Sie übernachteten bei uns

und am anderen Morgen gingen wir mit ihnen zur Ortskommandantur, und fanden dort einen verständnisvollen Hauptmann, der dafür sorgte, dass sie in einem PKW der Wehrmacht mitgenommen wurden. Der Fahrer musste nach Wahn, riskierte einen Umweg, wie wir später erfuhren und brachte sie bis nach Troisdorf. Von diesem Glück erfuhren wir erst, als wir wieder zu Hause waren. Bis dahin lebten wir natürlich in stetiger Unruhe, ob unsere Mütter heil die Heimat erreicht hatten.

Einige Tage später sahen wir zum ersten Male amerikanische Soldaten. Eine Gruppe dieser Kriegsgefangenen stand in Kerpen am Straßenrand. In ihren khakifarbenen Uniformen und mit ihren fremdartigen Stahlhelmen wirkten sie für uns sehr exotisch, wie sie da standen, die meisten Kaugummi kauend und scheinbar lässig ihre Umgebung betrachtend.

Am 17. Dezember hieß es mittags, als wir vom Schanzdienst zurückkamen, dass wir am anderen Morgen unseren Weihnachtsurlaub antreten würden. Die Freude war groß, unsere Habseligkeiten schnell in unseren Rucksäcken verstaut und sehr früh am anderen Morgen ging es im Geschwindeschritt los in Richtung Bahnhof Horrem. Es brauchte uns niemand anzutreiben. Ein kleiner Sonderzug stand bereit, den wir geschwind stürmten. Er brachte uns mit vielen Aufenthalten vorbei an zerstörten Dörfern und Städten, Köln umfahrend, nach Siegburg.

Unvermeidlich war der Marsch zum Marktplatz, wo uns wieder einmal der Kreisleiter, immer noch in seiner senfgelben Uniform, mit den üblichen markigen Worten empfing. Er verkündete, dass der Führer im Westen eine riesige Offensive begonnen und wir die Amerikaner in spätestens zwei Wochen ins Meer getrieben hätten. Es handelte sich um die berühmte „Ardennen-Offensive“.

Wir vernahmen diese Worte mit äußerster Skepsis, hatten wir doch in den letzten Wochen erlebt, dass wir an keiner Stelle unsere Schanzarbeiten fertig stellen konnten, weil die Alliierten uns vor sich her trieben.

Die anschließende Ordensverleihung, es handelt sich um den sogenannten Westwall-Orden, der von irgendwelchen SA-Leuten verteilt wurde, ließen wir ungeduldig über uns ergehen. Der Orden hieß später bei uns „Lehm-Orden“.

Anschließend konnten wir Troisdorfer mit der Straßenbahn, sie fuhr damals noch, nach Hause fahren.



Auflösung der Räselfotos

in „Heimat- und Geschichte“ Nr. 57

Auf der Rückseite des letzten Vereinsheftes gab es drei Fotos, zu denen folgende Frage gestellt war:

Wie hieß die Straße, in der diese Häuser standen? Wann und warum wurden sie abgerissen?

Wieder war es Joachim Bourauel, der als Erster antwortete:

„Es müsste sich um Häuser der ehem. Bergstraße (Verbindung zwischen Kölner Straße und Kirchstraße), hier vermutlich die Ecke Bergstr. / Kölner Str. handeln.

Wenn ich das richtig in Erinnerung habe, wohnte dort auch der früher Kirchenschweizer von St. Hippolytus, Herr Kurscheidt, andere Familien, die dort wohnten, hießen z. B. Heyer und Margreiter (bin mir aber nicht ganz sicher, meine 90-jährige Mutter weiß es vielleicht).

Die Häuser mussten (ca. 1969), genau wie die Schule Kirchstraße, dem neuen Hertie-Kaufhaus weichen. Ich kann mich noch gut an die riesige Baugrube erinnern, die mir als Kind fast wie ein Braunkohletagebau vorkam.“

Wenig später meldete sich Wolfgang Staps mit folgendem Kommentar:

„Bei der Straße handelt es sich um eine ehemalige Nebenstraße der Kölner Straße ca. gegenüber der Häuser Kölner Straße 15 – 19.

Die Freimachung der Grundstücke erfolgte für den Neubau des Wohn- und Geschäftshauses (früher Metzgerei Haas) und des Kaufhauses Hertie Ende der siebziger Jahre.

Auf den Grundstücken war früher ein Steinmetzbetrieb, die Volksschule Kirchstraße und die Schreinerei Kürten.“

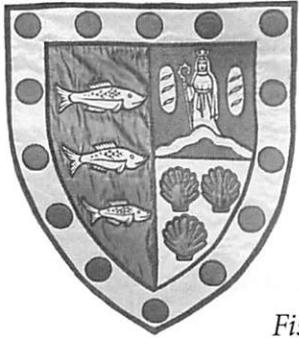
Zur Verdeutlichung folgende Fotos aus dem Besitz unseres Vereinsmitglieds Hans-Dieter Fey, die ich Ihnen, um es spannend zu machen, bisher vorenthalten hatte.



Troisdorf vor 50 Jahren, 1964, 2. Halbjahr

Auf dem Katharinengeding von 1963 hatte die Bergheimer Fischereibruderschaft beschlossen, sich ein Wappen und ein Siegel zuzulegen. Auf dem Johannesgeding von 1964 legt ein

damals beauftragter Heraldiker aus Köln einen Entwurf vor, der einmütig gutgeheißen wird. So berichtet der Kölner-Stadt-Anzeiger am 1. Juli 1964.



Wappen der Bergheimer
Fischereibruderschaft

Am 4. Juli berichtet die Rundschau: Mit Würde und dem Anflug eines leutseligen Lächelns auf den Lippen fuhr der Präsident der Republik Frankreich, Charles de Gaulle, mit nicht geringer Geschwindigkeit am Freitagvormittag gegen 10.30 Uhr durch Spich, Troisdorf, Menden, St. Augustin ... Mit dezenter Begeisterung säumten müßige Passanten die abgesperrten Straßen der Siegreisorte. Glückliche erhaschten außer diesem Blick auch noch ein Winkewinke vom hohen Gast und von Bundeskanzler Ludwig Erhard.



Gerade noch erwischt: Charles de Gaule auf Besuch

Eine hohe Auszeichnung wurde dem 86-jährigen Dr. Anton Schönen, einem Mitbegründer der Schützenbruderschaft St. Sebastian 1924, zuteil. Für seine Verdienste um das Schützenwesen überreichte ihm Brudermeister Max Birkhäuser in Anwesenheit von Bezirksgeschäftsführer Willi Wimmeroth und Schützenkönig Heinrich Lenzen die goldene Ehren-

nadel des Zentralverbandes historischer Schützenbruderschaften. Das berichtet der General-Anzeiger am 8. Juli.

Im neuen Fernsprechbuch sind die Teilnehmer der Stadt Troisdorf erstmalig nicht mehr unter Amt Siegburg aufgeführt, sondern unter dem Namen „Troisdorf“, freut sich Josef Möller vom Anzeiger für Sieg und Rhein am 9. Juli.

Am 19. 7. spielt das Chur-Kölnische Instrumentalensemble unter Heribert Beissel im Innenhof der Burg Wissem. Gespielt werden Mozarts Salzburger Sinfonie, Haydns Violinkonzert C-Dur, Schuberts fünf deutsche Tänze und die Kleine Nachtmusik von Mozart. Die sehr zahlreichen Zuhörer zeigen sich begeistert, berichtet der General-Anzeiger am 20. 7.

Am 27. Juli berichten alle Zeitungen von der Einweihung der Volksschule Kettelerstraße mit Turnhalle und Gymnastikraum. Nach der Einweihung durch den erzbischöflichen Rat und Ehrendechanten Wirtz übergibt Gemeindedirektor Gerhardus die Schule offiziell an Rektor Kaltwasser.

„Troisdorfs Straßen bald ohne Katzenkopfpflaster“, titelt der Stadt-Anzeiger am 6. August und schreibt weiter: „Noch in diesem Jahr wird das letzte Katzenkopfpflaster in Troisdorf verschwinden. Dieser Straßenbelag aus der Jahrhundertwende wird im Zuge der Kanalarbeiten an der Wilhelmstraße beseitigt.“

Am 10. August schreibt der Stadtanzeiger: „Der Brunnen vor dem evangelischen Gemeindehaus macht den Stadtwerken viel Kummer. Fast täglich muss eine Kolonne von der Poststraße ausrücken, um den Brunnen zu reinigen ... „Wenn das so weiter geht, werden wir den Brunnen außer Betrieb setzen“, kündigte Stadtdirektor Dr. Hans Kaesbach an.“

Am 18. August kündigt der General-Anzeiger an: „Das Geburtshaus von Wilhelm Mühlens auf der Kölner Straße 1 wird in dieser Woche abgerissen.“

Wilhelm Mühlens gründete bekanntlich das Haus 4711 in der Glockengasse in Köln ... Früher gehörten zu dem behäbigen Wohnhaus Scheunen, Schuppen und sehr weit ausgedehnte Stallungen. Der Erbauer



Müllens Haus

© Heinz Müller Stiftung

Alte Volksschule
Schloßstraße

des Hauses war Jacob Müllens, der von 1722 bis 1806 lebte. ... Über Jahrzehnte hinweg war er Troisdorfer Schöffe ... Besonders eine seiner Taten gilt als Beispiel guten Bürgersinns. Müllens bezahlte einen Betrag von 2.340 Livres in den Revolutionskriegen (1795), als Troisdorf diesen Kriegstribut sofort zu bezahlen hatte und das Geld von der Öffentlichkeit nicht aufgebracht werden konnte. ... So fällt langsam aber sicher Stück um Stück der sichtbaren Geschichte in die Vergessenheit.“

Nachdem die neue Schule Schloßstraße fertiggestellt ist, können ab Ende August die beiden alten Schulgebäude abgerissen werden. Sie machen dem geplanten Hallenbad Platz.

Pfarrer Ludwig Wirtz tritt am 1. September in den Ruhestand. Er wurde 1889 in Gevenich bei Jülich geboren und 1914 zum Priester geweiht. 1938 wurde er nach Sieglar berufen. Trotz vieler Drohungen durch das Hitlerregime ließ sich Pfarrer Wirtz nicht davon abhalten, ein offenes Wort zu sagen, obwohl er um das Schicksal seines Vorgängers Pastor Böhm wusste, schreibt der Stadt-Anzeiger.

Wenige Wochen vor der Wahl informierte Stadtdirektor Dr. Kaesbach den Haupt- und Finanzausschuss über den ersten Entwurf der geplanten Stadthalle. Darüber schreibt Josef Möller am 17. September im



© Heinz Müller Stiftung

Anzeiger für Sieg und Rhein: „Der Standort der Halle soll hinter dem alten Stallgebäude der Burg sein. Das alte Gebäude soll zum Foyer umgebaut werden. Dahinter folgt ein eingeschossiger Trakt für Küche, Garderobe usw. Über den Trakten sind Dachgärten, die vom Restaurant, das im Obergeschoss des alten Gebäudes untergebracht wird, und von außen her zu betreten sind. Die eigentliche Halle wird 400 Personen fassen, eine Bühne und entsprechende Nebenräume haben. ... Die Gesamtkosten werden mit 1,6 Mio. DM kalkuliert. Die Planung ist allerdings noch nicht mit dem Landeskonservator abgestimmt.“

Anlässlich der bevorstehenden Wahlen sprach Vizekanzler und Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen Erich Mende im vollbesetzten Burgtheater

(vormals Saal Thiesen). Der Vorsitzende der Troisdorfer FDP, Rechtsanwalt Dittmann, begrüßte Erich Mende und die Zuhörer. Dazu schreibt die Rundschau am 17. September: „Dittmann unterstrich, dass in Troisdorf (hauptsächlich durch die Initiative der CDU, die Redaktion) außerordentliche Leistungen vollbracht worden seien. In relativ kurzer Zeit sei das ehemalige Straßendorf zu einem einheitlichen städtischen Gebilde gemacht worden.“

Am 23. September schreibt der Stadt-Anzeiger: „Großer Tag für Troisdorf: Schule Schlossstraße und Turnhalle Mozartstraße werden heute ihrer Bestimmung übergeben.“

Der Anzeiger für Sieg und Rhein gibt am 25. September das Ergebnis der Kommunalwahl bekannt: Die CDU behält trotz Einbußen (u. a. Wegen der Beteiligung des Zentrums) die absolute Mehrheit. Die SPD gewinnt zwei Mandate hinzu. In Sieglar bekommt die CDU 16 Sitze, die SPD 11, das Zentrum 2 und die FDP 2 Sitze, so dass auch hier die CDU die absolute Mehrheit hat.

Anfang Oktober startet in Troisdorf am Hofweiher die Industriemeisterschule. Kurz darauf, am 12. Oktober, nimmt die Technikerschule für Kunststoffverarbeitung und Maschinenbau ihre Arbeit auf.

Am 8. Oktober berichtet der Stadt-Anzeiger: Der neue Bürgermeister der Gemeinde Sieglar heißt Josef Ludwig. Bei der Wahl des Stellvertreters erreichte Jean Schmitz nicht die erforderliche Mehrheit. Die Wahl muss wiederholt werden. Am folgenden Tag wird Jean Schmitz mit einer Stimme Mehrheit gewählt.

Am 15. Oktober berichtet die Rundschau: „Bei der Eröffnung der Bundesfotoschau, der alljährlich einmal stattfindenden Leistungsschau der deutschen Fotoamateure, konnte Heinz Müller die begehrte Leistungsmedaille erringen. Diese erhielt er für sein Foto „Wasserballett“... Von den 500 eingereichten Bildern wurden nur 97 für die Ausstellung ausgewählt; nur sechs davon erhielten die Leistungsmedaille.“

In Troisdorf wird erneut Bruno Heimansberg zum Bürgermeister gewählt. Sein Stellvertreter wird Dr. Günter

Nöfer. Die SPD geht anders als bei der Wahl zuvor leer aus. Die Stimmung im Rat wird noch mehr getrübt, als der Stadtverordnete Josef Weck, der auf der FDP-Liste gewählt wurde, aus taktischen Gründen der CDU-Liste beitrifft.

Am 4. November berichten alle Zeitungen von der Begrüßung des neuen Sieglarer Pfarrers durch die Gemeinde. Die Gemeinde freut sich auf Josef Heimers (55), geboren in Bornheim.

Vor der Wahl hat die CDU optimistisch den Bau einer Stadthalle angekündigt. Nach der Wahl, am 13. November, schreibt der General-Anzeiger: „Troisdorfer Festhalle im Nebel der Zukunft, weil die Rücklage für sie für den Ausgleich des Haushaltsplans 1965 aufgezehrt wurde.“

Der General-Anzeiger berichtet am 30. November: „Ippokrates Symeonidis kam bei der Firma Odenthal in die Lehre und bestand nun die Gesellenprüfung als KFZ-Handwerker als erster Grieche im Sieglarkreis. Lehrlingswart E. Hau (Oberlar) und stellvertretender Obermeister Pütz sprachen ihn feierlich los.“ Insgesamt 65 Lehrlinge wurden losgesprochen.

In den Dezembertagen schlagen die Troisdorfer Karnevalisten Alarm, allen voran der designierte Prinz für 1965, Ferdi Neußer. Das Problem: Die Baubehörde will den Saal Mörsch sperren. Da der Saal des Canisiushauses wegen des Umbaus der Kirche noch als Notkirche dient, herrscht allenthalben große Verlegenheit.



Saal Mörsch

Termine des Heimat- und Geschichtsvereins und seiner Kooperationspartner

Noch bis zum 23. November 2014

Heimat zwischen Krieg und Alltag – Troisdorf 1914 – 1918

Ausstellung im Museum für Stadt- und Industriegeschichte Troisdorf und dem Portal Wahner Heide Burg Wissem

Der Erste Weltkrieg gilt als „prägendes Ereignis des 20. Jahrhunderts“. So stieß auch bei vielen Troisdorfern die im Sommer 1914 erfolgte Mobilisierung zunächst auf große Begeisterung. Diese legte sich in dem Maße, wie die erhofften, schnellen Siege ausblieben und sich stattdessen die durch den Krieg verursachte Not an der Front und zu Hause bemerkbar machte. Wie die Troisdorfer Frontsoldaten, aber auch die Familien in der Troisdorfer Heimat den Krieg erlebten, davon berichtet die Ausstellung anhand zahlreicher Fotos, Dokumente und Exponate. Im Fokus steht dabei weniger das Weltgeschehen im Allgemeinen, sondern das Kriegsgeschehen und seine Auswirkungen auf das Leben in unserer Region. Der Schießplatz in der Wahner Heide erhält dabei einen eigenen inhaltlichen Schwerpunkt. Während der Kriegsjahre änderten sich Ausdehnung, bauliche Gestaltung des Lagers und die Funktion des Platzes in erheblichem Maße. So diente er nicht mehr nur für Schießübungen und Tests mit neuen Waffen, sondern als Sammelstelle für Truppenverbände, als Nachschub- und Kriegsgefangenenlager. Diese verschiedenen Aspekte, aber auch das Leben der Soldaten während der Ausbildung und an der Front werden mit Originaldokumenten und Exponaten sowie vielen historischen Fotografien veranschaulicht. Die Geschichte des Luftschiffhafens in Spich wird ebenfalls einbezogen.

14. November 2014, 15.30 Uhr bis 18 Uhr

„Die tolle Knolle – Fürstenspeise und Arme-Leute-Essen“

Kaum eine andere Frucht hat im Laufe der Geschichte den Speisezettel der Deutschen so geprägt wie die Kartoffel. Dieses Seminar informiert über die wechselvolle Geschichte der Kartoffel wie auch über die Besonderheiten des Kartoffelanbaus in der Region Troisdorf. Was die Aufforderung „Baut mehr Kartoffeln. Die deutsche Kartoffel muss England besiegen“ aussagt, wird anhand der Ausstellung „Heimat zwischen Krieg und Alltag – Troisdorf 1914 – 1918“ deutlich.

Zum Abschluss des Seminars serviert Ihnen Nuntio Orefice, Inhaber des Restaurants „Quattro Passi“, Burg Wissem, eine kleine Kartoffelspezialität.

Teilnahmegebühr: 15 Euro (Im Entgelt ist die Besichtigung der Ausstellung „Heimat zwischen Krieg und Alltag. Troisdorf 1914 – 1918“ sowie die Verkostung enthalten.) • Ort: Museum für Stadt- und Industriegeschichte Troisdorf, Burg Wissem • Dozent: Walder Rotraud • Anmeldung: VHS Troisdorf/Niederkassel, Geschäftsstelle, Kölner Str. 2, Tel. 0 22 41 / 87 44 33

16. November 2014, 14 Uhr

„Von Helden und Opfern. Kriegerdenkmale auf dem heutigen Troisdorfer Stadtgebiet“

Die Exkursion mit Antje Winter und Dr. Ansgar Klein führt zu bekannten und weniger bekannten Kriegerdenkmälern.

Als ein Zeichen der Trauer und des Gedenkens an die Opfer beider Weltkriege werden diese heute wahrgenommen. Unmittelbar nach ihrer Errichtung und Einweihung stand die Erinnerung an die gefallenen Helden der Kriege im Vordergrund. Die Referenten zeigen typische Ehrentafeln, erläutern den Bedeutungswandel und informieren über die Hintergründe des Gedenkens.

Kosten: 5 € • Treffpunkt: Rathaus Troisdorf, Foyer, Kölner Str. 176 (PKW erforderlich, bei schlechtem Wetter findet ein Power-Point Vortrag im Stadtarchiv Troisdorf, Kölner Str. 176 statt) • Anmeldung: Antje Winter, Tel. 0 22 41 / 900-135

21. November 2014, 19 Uhr

*„Ein Denkmal
unauslöschlichen Gedenkens –
Bücher als ‚Denkmäler‘
des Ersten Weltkriegs“*

Vortrag von Dr. Hans Hesse

„Um den vielen Söhnen unserer Gemeinde ein Denkmal unauslöschlichen Gedenkens zu setzen, hat die Gemeinde beschlossen, dieses Ehrenbuch zu errichten.“ Gemeinhin denken wir an „Kriegerdenkmäler“, wenn den Gefallenen des Ersten Weltkriegs gedacht werden soll. Doch genauso weit verbreitet wie diese Denkmäler, waren Gedenkbücher, „Heldenbücher“, wie sie auch genannt wurden. Eines dieser Bücher aus dem Stadtarchiv Troisdorf, das an die Gefallenen aus Sieglar erinnert, wird in dieser Veranstaltung vorgestellt.

Kosten: 4 € • Ort: Remise Burg Wissem, Troisdorf
• Anmeldung: Tel. 0 22 41 / 900-456

22. November 2014, 19 Uhr

*„Im Bunker –
Troisdorferinnen erzählen vom Krieg“*

In dem Film „Im Bunker“ erzählen vier Troisdorferinnen, die zur Kriegszeit noch Kinder und junge Frauen waren, von ihren Erlebnissen während des Zweiten Weltkrieges. Im Mittelpunkt der Berichte steht der schwere Bombenangriff auf Troisdorf am 29. Dezember 1944.

Der Film ist ein Projekt von und mit Schülern des Heinrich-Böll-Gymnasiums Troisdorf. Ihnen ist es unter der konzeptionellen Leitung von Andreas Fischer und mit der Unterstützung der Kunsthochschule für Medien in Köln gelungen, Aussagen von Troisdorfer Zeitzeugen zum Thema „Krieg“ filmisch zu dokumentieren. Darüber hinaus leistet der Film einen immens wichtigen Beitrag in der Diskussion um die Folge von Krieg im Allgemeinen.

Kosten: keine • Ort: Remise Burg Wissem, Troisdorf • Anmeldung: Tel. 0 22 41 / 900-456

4. Dezember, 18 Uhr

*„Das Bild des Michaelsberges
im Wandel der Jahrhunderte“*

Vortrag von Frau Dr. Andrea Korte-Böger, Historisches Archiv der Stadt Siegburg

Der Michaelsberg mit seiner herausragenden, in der Barockzeit errichteten Bebauung, ist für unsere Region die Landmarke schlechthin. Er grüßt die Heimkommenden, auch die Vorbeifahrenden auf den Autobahnen, er schaut auf das Treiben an seinem Fuße, nach Siegburg hinein, er späht aber auch in die benachbarten Orte, von Hennef, Sankt Augustin, über Troisdorf und grüßt, bei schönem Wetter, auch den hohen Dom zu Köln. Gerade im letzten Jahr erleben wir, wie sich sein Aussehen verändert. Das ist natürlich keine Einmaligkeit, sondern hat sich in der Geschichte schon vielfach vollzogen. Im Vortrag wird nicht nur das äußere Erscheinungsbild des Michaelsberges nachgezeichnet, sondern auch auf die Veränderungen im Inneren des Baukörpers eingegangen werden. Der Vortrag findet statt im Rahmen der Mitgliederversammlung des Heimat- und Geschichtsvereins Troisdorf. Auch Nichtmitglieder sind hierzu herzlich eingeladen. Die Versammlung beginnt um 18 Uhr, der Vortrag ca. um 18:30 Uhr.

Veranstalter: Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf e.V. • Ort: Saal „Zur Küz“ in Troisdorf-Sieglar, Eintrachtstraße 1 • Anmeldung: nicht erforderlich • Kosten: keine

Barbaricum – Die „falsche“ Rheinseite

Vortrag von Klaus Frank, LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland

Der Rhein bildete über 400 Jahre lang die Grenze zwischen der römischen Provinz Niedergermanien (*Germania inferior*) und dem außerhalb liegenden germanischen Gebiet (*Barbaricum*). Obwohl zwischen den beiden Kulturen „Welten“ lagen und der Fluss ein erhebliches Hindernis darstellte, war die Grenze durchlässiger als vielfach vermutet. Links und rechts des Rheins wurden nämlich sehr häufig Objekte gefunden, die aus dem jeweils anderen Kulturkreis stammen.

Als Grenzregion zwischen Germanien und dem römischen Reich kommt dem Rheinland und damit auch dem Troisdorfer Gebiet, insbesondere der Wahner Heide, bei der Erforschung dieser Beziehungen eine besondere Bedeutung zu; es nahm gleichsam eine Mittlerfunktion zwischen diesen beiden „Welten“ ein. In den grenznahen Regionen lässt sich direkt ablesen, welche importierten Waren im alltäglichen Leben der Einwohner „dazugehörten“ und was nur ausnahmsweise genutzt wurde.

Klaus Frank vom LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland beleuchtet auf Grundlage neuester Forschungsergebnisse die Beziehungen zwischen Römern und Germanen.

Eine wichtige Rolle spielen dabei die mittlerweile mühsam restaurierten und identifizierten Fundstücke aus der bei einem Bombenangriff auf den Bayenturm in Köln im Jahr 1943 zerstörten Schausammlung des ehemaligen Museums für Vor- und Frühgeschichte, welches 1907 von Carl Rademacher, der aus Altenrath stammte, gegründet worden war.

Veranstalter: Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf e.V. in Kooperation mit dem Portal Wahner Heide Troisdorf • Ort: Portal Wahner Heide Troisdorf, Burg Wissem • Anmeldung: Beate von Berg, Tel. 02241/900-425 oder vonbergb@troisdorf.de • Kosten: keine

Führung durch das Troisdorfer Karnevalsmuseum

Im Troisdorfer Karnevalsmuseum werden auf ca. 130 qm die Geschichte und Vielfalt des Troisdorfer Karnevals von 1925 bis in die Gegenwart präsentiert. In 4 Räumen können sich die Besucher an Orden und Kostümen der Gesellschaften aus Troisdorf erfreuen. Die ältesten Exponate sind Orden aus den Jahren 1929 (Willy Strauf), 1930 (Kleine Troisdorfer Karnevalsgesellschaft), 1937 (Vaterstädtischer Verein/VVT), 1938 (Troisdorfer Narrenzunft) und 1939 (Halt Pohl) sowie Bilder der KG Halt Pool (1927) und der Landsknechte der Troisdorfer Narrenzunft (1929). Ein reiches Spektrum an Schriftstücken, Dokumenten und Bildern steht im Leseraum zur Verfügung. In einem speziellen Abschnitt findet man auch Exponate aus den Troisdorfer Stadtteilen. Die Geschichte der Troisdorfer Prinzen aus der Altstadt ist speziell in der Prinzenstube lückenlos, von 1929 bis hin zum Dreigestirn 2014, anhand von Bildern, Orden und Kostümen dokumentiert.

Beim Rundgang durch die einzelnen Räume findet man in den Vitrinen auch Zeugnisse der karnevalistischen Städtepartnerschaft mit unseren Partnerstädten Genk Evry.

Sowohl die verschiedenen karnevalistischen Stammtische sowie Tanz und Musikcorps, als auch bedeutende Protagonisten des Troisdorfer Karnevals finden entsprechende Berücksichtigung. Akustische und visuelle Medien machen ein Stück der Faszination Karneval erlebbar.

Die Führung übernehmen Holger Bultmann und Dieter Gattinger (Mitglieder des HGT) • Veranstalter: Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf e.V. in Kooperation mit dem Festausschuss Troisdorfer Karneval e.V. • Ort: Troisdorfer Karnevalsmuseum, Victoriastr. 5, Troisdorf • Anmeldung: Holger Bultmann, Tel. 02241/71808 • Kosten: keine (Spenden fürs Museum sind aber willkommen.) • Die Besucherzahl ist auf 20 begrenzt!

Thomas Ley

Unbekanntes Troisdorf

Anfang Juli diesen Jahres schrieb mir Peter Haas:

„Im Spiegel Nr. 26 vom 23. 6. 14 befindet sich auf Seite 28 ein Foto mit Adenauer und Eisenhower. Darunter steht ‚US-Präsident Dwight D. Eisenhower, Bundeskanzler Konrad Adenauer‘ und unten als Anmerkung:

‚Am 26. August 1959 in Bonn.‘

Tatsächlich sieht man im Hintergrund von rechts nach links:

Metzgerei Weiser, Kreissparkasse Troisdorf, Gaststätte Roggendorf, Eingang Cecilienstraße, Bekleidungsgeschäft Grafe.‘

Zufällig bekam ich wenig später von einem lieben Bekannten, den ich aus Datenschutzgründen und weil er immer noch nicht Mitglied im Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf ist, nur Hans-Werner nennen möchte, dankenswerter Weise eine Kopie des Bildes, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte:



Bemerkenswert finde ich, dass vor allem dem amerikanischen Präsidenten „Ike“ Eisenhower die Fahrt durch die Troisdorfer Kölner Straße sichtlich Freude bereitet hat, auch wenn er wahrscheinlich gar nicht wusste, wo er gerade war. In Bonn war er zum Zeitpunkt der Aufnahme auf keinen Fall.